

HOMO AESTHETICUS

Eine Theorie der schönen Arbeit

Ralph Altmann

Potsdam/Leipzig, März 1987

Vorbemerkung:

Diese Arbeit entstand als Abschlussarbeit meines Studiums am Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ in Leipzig. Mein Ziel war es, künstlerische Arbeit und ästhetische Wertvorstellungen, die damals (wie auch noch heute) außerhalb ökonomischer Theorien zu stehen schienen, mit der Marx'schen Werttheorie zu vereinen. Dazu war erst einmal eine Erweiterung dieser Theorie vor allem hinsichtlich des Gebrauchswert-Begriffes notwendig. Dies geschah im Rückgriff auf (damals) aktuelle Erkenntnisse über die Entwicklungsgeschichte des Menschen und die Verhaltenspsychologie.

Heute, 34 Jahre später, halte ich diesen Ansatz für nach wie vor gültig und fruchtbar. Im Detail sieht man den Argumentationen natürlich Ort und Zeit ihrer Entstehung an, insbesondere im Hinblick auf die (fehlende) Auseinandersetzung mit Autoren, deren Texte in der DDR nicht oder nur in Auszügen verfügbar waren.

Der Originaltext wurde für diese Veröffentlichung neu formatiert und behutsam korrigiert, die alte deutsche Rechtschreibung beibehalten.

Ralph Altmann, im Januar 2021

Inhalt

1. Homo oeconomicus.....	2
2. Material und Gestalt	4
3. Wert und Gebrauchswert	7
4. Kunst und Kitsch	13
5. Muse und Muße	20
6. Homo aestheticus	24
Literatur	27

1. Homo oeconomicus

Das Ästhetische ist – so eine verbreitete Meinung – das Zusätzliche, Nicht-unbedingt-Notwendige, ist Luxus und das Gegenteil vom Nützlichen. Erst kommt der Gebrauchswert eines Gegenstandes, dann kann man sich um eine schöne Form kümmern – falls dafür noch Zeit und Geld vorhanden sind. Der werdende und bereits arbeitende und Geräte herstellende Mensch hat, so oder so ähnlich steht es in vielen Büchern, mehr als eine Million Jahre lang der Kunst nicht bedurft, und auch heute scheint „ästhetisches Verhalten“ etwas, zu dem die meisten Menschen gezwungen werden müssen – wie sonst erklärt sich die Notwendigkeit eines staatlichen Amtes für industrielle Formgestaltung, das entsprechende Auflagen erteilen kann, und wie die Abrechnung des Besuchs von Kulturveranstaltungen im sozialistischen Wettbewerb? Achtlosigkeit im Umgang mit „volkseigenen“ Gütern, Verwahrlosung öffentlicher Anlagen, ja der langsame Verfall ganzer Stadtteile, die nicht zum „historischen“, touristenträchtigen Kern gehören, sind zu verbreiteten Erscheinungen, als daß sie ignoriert werden könnten. Andererseits steht dem oft die besonders intensive Zuwendung gegenüber, die den eigenen vier Wänden, dem Auto oder der Datsche gilt. Wie kommt es, daß jemanden, der in seinem Bungalow vielleicht eine Klinkerwand in mühevoller Malerarbeit „gestaltet“, die verschlissene Tapete seines Arbeitsraumes im Betrieb schon seit Jahren nicht stört? (Der von anderer Seite denkbare Hinweis, dem Betrieb fehle eben der „Privateigentümer“, erklärt hier gar nichts.) Kunst und Arbeit, ursprünglich einmal eins, scheinen heute so weit voneinander entfernt wie oft der Wohn- von Arbeitsort. Und diese „Entfremdung“ ist zweiseitig: Nicht nur die Arbeit scheint die Kunst nicht zu benötigen, auch der Künstler muß, wie nicht nachlassende Appelle zeigen, zur Gestaltung der Arbeitswelt förmlich gedrängt werden.

Soweit, nur mäßig überspitzt, der Zustand. Nach den Möglichkeiten seiner Veränderung fragen, heißt nach seinen Ursachen fragen.

Und die liegen nicht etwa in der Arbeitsteilung, welche über Jahrtausende ohne eine Teilung von kunstwert- und gebrauchswertschaffender Arbeit ausgekommen ist (ja diese Unterscheidung selbst nie getroffen hat, solange der ästhetische Wert ein organischer Teil des Gebrauchswerts war) – sie liegen in der Teilung der Möglichkeiten des Genusses. Auf der einen Seite die ästhetische, „übernotwendige“ Arbeit am Produkt durch diejenigen, welche mit dieser Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen, auf der anderen Seite Aneignung und Genuß dieser Arbeit durch diejenigen, welche den Gebrauchswert des Produkts für ihren Lebensunterhalt gar nicht nötig haben.

Wenn wir heute im Museum die Ziselierungen auf alten Waffen und Gebrauchsgeräten, die Schönheit von Möbeln und Gobelins bewundern, so vergessen wir manchmal, daß diese Dinge keineswegs verbreitet waren. Es ist der Luxus, der uns erhalten geblieben ist und der heute zum Eindruck der „guten alten Zeit“ beiträgt. Die Mehrheit der Bevölkerung kannte (wir wissen es ja) diese Dinge kaum von Angesicht und mußte sich mit dem Notwendigsten zufrieden geben. Dies ist heute in den kapitalistischen Ländern nicht anders, nur daß in den reicheren unter ihnen zum „Notwendigsten“ auch Farbfernseher, Schrankwand und Teppich gehören. Was bis vor hundert Jahren die eigene Kutsche war – Ausdruck aristokratischen Reichtums – ist heute nicht das Auto, sondern das Privatflugzeug.

Aber selbst wenn man gleichartige Dinge gegenüberstellt – Autos etwa – so ist der Unterschied eklatant: auf der einen Seite die billige Serienproduktion, auf der anderen die von einem italienischen Designer entworfene und als Einzelstück angefertigte Luxuslimousine. Hier die Farbproduktion eines Van Gogh oder Chagall an der Wand, dort ein „echter Braque“ oder „Miro“. Hier die Schrankwand aus mit Papierfurnier kaschierten Spanplatten, im Akkord zusammengebaut, dort der liebevoll gefertigte Stilschrank aus afrikanischen Edelhölzern.

Diesen wahrlich antagonistisch zu nennenden Widerspruch haben wir glücklich überwunden. Aber wie haben wir ihn überwunden? Mit der exklusiven Klasse der Ausbeuter haben wir auch die für sie geschaffenen exklusiven Produkte abgeschafft. Was uns geblieben ist, ist die Imitation. Geblieben ist eine auf den durchschnittlichen Bedarf der Massen bezogene Produktion, und mit dieser als Relikt aller Klassengesellschaften eine ästhetische Umwelt, die vornehmlich auf Täuschung beruht – der Vortäuschung des Echten, Originalen, Qualitätvollen in der billigen Imitation für die Nicht-Habenden. Damit hat sich erneut die „ganze alte Scheiße“ hergestellt, die bereits Marx für den Fall ungenügend entwickelter Produktivkräfte befürchtet hatte.¹

Täuschung vergeht nicht dadurch, daß sie für alle geschieht. Sowenig wie es genügt, die Kapitalisten zu enteignen, um sozialistische Produktionsverhältnisse zu schaffen, sowenig genügt es, die auf individuelle „Luxus“-Bedürfnisse zugeschnittenen Produkte mitsamt ihren Produzenten – Handwerkern und Kleinbetrieben – abzuschaffen, um ein den realen Bedürfnissen der Werktätigen entsprechendes Warenangebot zu erreichen.

Aber ist das Weiterbestehen von für den Bedarf einiger Weniger produzierender handwerklicher Betriebe in einer modernen „Industriegesellschaft“ nicht wirklich ein Anachronismus, nur erklärbar in einer Gesellschaftsordnung, die zuläßt, daß eine kleine Ausbeuterklasse den allgemein geschaffenen Mehrwert aufsaugt wie ein Schwamm, sich damit „unrationelle“ Arbeit kaufen kann? Heute noch scheint bei uns die Förderung des Handwerks – nach langen Jahren einer direkt entgegengesetzten Politik – oft mehr der Not als der Überzeugung geschuldet. Inwieweit, so wäre zu fragen, ist die auf individuelle Bedürfnisse zugeschnittene handwerkliche Produktion von Gebrauchsgütern lediglich Lückenbüßer, und inwieweit ist sie vielleicht sogar geschichtliche Potenz. Im ersteren Fall wäre der Gegensatz von künstlerischer und gebrauchswertschaffender Arbeit ein für allemal festgeschrieben und unüberbrückbar.

Wir wollen jedoch davon ausgehen, daß ästhetisches und nützliches Produkt trotz aller Unterschiede etwas Wesentliches gemeinsam haben: ihre Produktion verzehrt menschliche Arbeitskraft – sie stellen also Wert im Marxschen Sinne dar. Daher scheint uns der Unterschied zwischen individueller und Massenproduktion bedeutsamer und auch folgenreicher zu sein als der zwischen künstlerischer und gebrauchswertschaffender Produktion. Die Frage ist, wie sich die Qualität der ersteren mit der Notwendigkeit der letzteren wieder verbinden läßt, und diese Frage ist allerdings eng mit dem verknüpft, was „Wert“ und „Gebrauchswert“, was „Qualität“ und insbesondere „ästhetische Qualität“ überhaupt bedeuten.

¹ Marx nannte im Zusammenhang mit der Aufhebung der Entfremdung die Entwicklung der Produktivkraft „auch deswegen eine absolut notwendige praktische Voraussetzung, weil ohne sie nur der Mangel verallgemeinert, also mit der Notdurft auch der Streit um das Notwendige wieder beginnen und die ganze alte Scheiße sich herstellen müßte (...)“ (Karl Marx: Die deutsche Ideologie. MEW, Berlin 1959, Bd.3 S.34/35)

2. Material und Gestalt

„Allem Leben, allem Tun, aller Kunst
muß das Handwerk vorausgehen“
(Goethe, W. Meisters Wanderjahre)

Marx spricht vom Handwerk als einem „halbkünstlerischem Verhältnis“ und hebt das besondere Geschick des Meisters sowie die „Qualität des Produkts“ hervor (MEL S.77). Beides wird mit dem Übergang zur kapitalistischen Großproduktion zerstört. Einerseits durch die Aufteilung des komplexen Geschicks des Meisters in viele Arbeitsschritte, die selbst kaum noch Geschick erfordern, andererseits durch die Formierung des Produkts auf ein durchschnittliches Bedürfnis. Ein Produkt aber, das ein abstraktes „gesellschaftliches“ Bedürfnis erfüllt, nimmt in Kauf, kein individuelles Bedürfnis optimal zu erfüllen. („Produkt“ meint hier und im Weiteren stets etwas, was seinen Zweck im individuellen Konsum erfüllt.)

Wenn Handwerk, so wie wir es hier verstehen wollen (d.h. ein gewisses pervertiertes „Handwerk“ ausgenommen, welches Kitsch und Pusch in Kleinserien erzeugt), immer Dienstleistung ist, so ist Serienproduktion Herrschaft: Dies Produkt – oder gar keins! Während die individuelle Produktion ein besonderes Produkt passend zu einem speziellen Bedürfnis erzeugt, so erzeugt die Serienproduktion normierte Bedürfnisse passend zu ihren genormten Produkten (die im modernen Kapitalismus nur noch „Abfallprodukte“ eines Prozesses sind, dessen eigentliche Funktion die Produktion von Mehrwert ist). Daran ändert auch die Konkurrenz einander ähnlicher Produkte auf dem Markt nur unwesentlich etwas.

Individuelle Produktion mag in heutiger Zeit „Luxus“ sein – das, was mit ihr organisch verbunden ist: das Eingehen auf einen konkreten Kunden mit einem konkreten Bedarf, die Zuwendung, die intensive Beziehung zum Produkt, die Qualität der Ausführung – das ist kein Luxus.

Nun soll hier keineswegs die Serienproduktion „an sich“ kritisiert werden, diese ist für moderne – kapitalistische wie sozialistische – Gesellschaften so notwendig wie die jährliche „Serienproduktion“ von Blättern für einen Laubbaum. Die Frage ist, welche Produkte in Serie, und welche individuell produziert werden. Die „liebvolle“ Einzelfertigung von Transistoren kann weder ein ästhetisches noch ein ökonomisches Ideal sein. Dagegen ist die individuelle Gestaltung des Endprodukts – eines Fernsehers etwa – durchaus vorstellbar und wird für Luxusbedürfnisse auch vorgenommen.

Offensichtlich ist Serienfertigung für Zwischenprodukte sowohl notwendig als auch zweckmäßig, während sie für Endprodukte lediglich eine Frage der Rentabilität und damit Ausdruck eines ungenügenden Entwicklungsstands der Produktivkräfte ist.

Auch der Handwerker benutzt ja in den seltensten Fällen direkt Naturstoff, meist ist sein Material selbst schon Arbeitsprodukt, insbesondere Industrieprodukt. Diejenigen Produkte, die auf einen endgültigen Verwendungszweck noch nicht festgelegt sind, wollen wir, wie der Handwerker, als Material bezeichnen. Das Material besitzt eine Struktur, die ihm als Naturprodukt mitgegeben sein kann (Holz), oder ihm in zurückliegenden Produktionsprozessen mit oder ohne Zerstörung der natürlichen Struktur aufgeprägt wurde (Papier bzw. Sperrholz). Die Struktur bestimmt in wesentlichem Maße die Eigenschaften und damit die Vielfalt der Verwendungsmöglichkeiten des Materials.

Die besondere Qualität des Endprodukts schließlich, welche dieses in die Lage versetzt, unmittelbar ein konkretes menschliches Bedürfnis zu erfüllen, wollen wir Gestalt nennen. Die Gestalt ist sozusagen die Idee des Produkts, aber nicht dessen abstrakte, funktionelle Idee, wie etwa die Grundform eines Rades oder eines Topfes, nicht der über lange Zeiträume gleichbleibende informelle Grundgehalt eines Produkts, den Dawkins (1973, S.227) in Analogie zum Gen als „Mem“ bezeichnet hat, sondern die einmalige, unwiederholbare komplexe „Fähigkeit“ eines

Produkts zu sinnlicher, rationaler und Verhaltens-Wirksamkeit, die sich nicht allein in dessen Herstellung, sondern ebenso in dessen Gebrauch herausbildet. Gestalt ist also keine alleinige Eigenschaft des Produkts, sondern Eigenschaft der spezifischen Subjekt-Objekt-Beziehung, welche vom Produkt ausgelöst wird.

Während für den Eigengebrauch hergestellte Produkte, das nötige Geschick vorausgesetzt, ein konkretes Bedürfnis praktisch verinnerlicht haben, bedürfen auf einen durchschnittlichen Bedarf zugeschnittene Produkte der individuellen Aneignung, welche erst ihre endgültige Gestaltung darstellt. Gestaltende, schöpferische Arbeit macht aus sprachlichem Material die Gestalt Text. Die Serienproduktion gleicher Texte, etwa beim Schreiben von Weihnachtskarten, vervielfältigt nicht etwa die Gestaltung – diese bleibt als Entwurf ein einmaliger Akt – sondern überträgt die einmal festgelegte Gestalt auf alle Endprodukte in Form deren zusätzlicher Strukturierung. (Von Gestalt in unserem Sinn kann man bei Serienprodukten also nur im Zusammenhang mit der Gesamtmenge der Produkte sprechen.) Die Endprodukte bleiben dadurch Material und einer – nun schon sehr eingeschränkten – Gestaltung offen. Diese geschieht bei den Weihnachtskarten durch das Hinzufügen der individuellen Adressen.

Gestaltung ist also das wesentlich schöpferische, innovative Moment, erzeugt als einmalige Erfindung den (ideellen) „Neuwert“ eines Produkte, ist damit aber auch etwas extrem Flüchtiges, weil schon in ihrer wiederholten Ausführung nicht mehr als „Neuwert“, sondern als (ideelles) „fixes Kapital“ in das Produkt (in das „Plagiat“) eingehend.²

Gestaltung ist das, was Maschinen nicht ausführen können, während das Ergebnis, die Gestalt, durchaus von entsprechend programmierten Maschinen in Form einer Strukturierung auf die Endprodukte übertragen werden kann. Im Lauf der Technikentwicklung verschiebt sich die Grenze zwischen Strukturierung und Gestaltung immer mehr in Richtung ästhetischer Tätigkeit – was früher noch zur Gestaltung zählte, nämlich die Festlegung konstruktiver Details, kann heute von Computern ausgeführt werden.

Material – dies ist seine Funktion – schreitet nach Gestaltung. Doch tut es das nur dann, wenn nicht bereits seine Struktur den Eindruck von Vollendung erweckt. Ein schöpferisches Verhältnis zur Umwelt erfordert nicht nur ein kreatives Subjekt, es braucht ebenso dringend eine Umwelt, deren Möglichkeiten nicht erschöpft sind. Was moderne Serienprodukte leider nur zu oft kennzeichnet, ist die Vortäuschung von Gestalt durch Struktur (im sogenannten „Stil“) Dem Konsumenten bleibt so gut wie kein Raum mehr für eine eigene schöpferische Gestaltung, die nicht mit einer wenigstens teilweisen Zerstörung der Struktur – damit aber evtl. auch der Funktionsfähigkeit des Produkts – einhergeht.

All dies ist auch die Erklärung dafür, warum bei Massenprodukten zufällige Abweichungen von der Norm (etwa Fehldrucke bei Briefmarken) ebenso wie Gebrauchsspuren ästhetisch relevant werden können. Individualität – die Voraussetzung für ästhetische Zuwendung – gewinnen handwerklich hergestellte Produkte im Produktionsprozeß, serienmäßig hergestellte dagegen erst im Gebrauch.

Für Reproduktionen künstlerischer Werke gilt dies entsprechend. Der gleiche Kunstdruck im gleichen Rahmen auf der gleichen Tapete in hunderten gleich möblierten „Kultur“räumen ist der Todesstoß für jedes ästhetische Empfinden. Zum Glück bleibt für die meisten unserer vollendeten Serienprodukte wenigstens noch eine letzte, wenn auch sehr begrenzte, Möglichkeit der Gestaltung: ihre unterschiedliche Kombination. Auch der Kontext, in dem ein Produkt steht,

² Die einmal gefundene Gestalt wird als Fähigkeit zu deren Reproduktion zur Produktivkraft. Den Vergleich von Fähigkeiten eines Individuums mit dem fixen Kapital einer ökonomischen Formation stellt Lucien Sève (1972 S.319) „strikt vom Standpunkt der marxistischen Theorie aus“ an, er bezieht sich dabei auf Äußerungen von Marx in den „Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie“.

gehört ja zu seiner Gestalt, indem er auf das Produkt' zurückwirkt. Verfremdung scheint die letzte mögliche Revolte gegen eine entfremdete Umwelt, und Dada hieß die Konsequenz einer Künstlergruppe, welche dies und gleichzeitig ihre eigene Hilflosigkeit erkannt hatte.

Produkte vorausgesetzt, die sich wirklich individuell aneignen lassen, weil sie wirklich Material sind (und diesen Charakter nicht verleugnen), ist aber auch unter der Bedingung einer sicher noch für sehr lange Zeit notwendigen Massenfertigung von Gebrauchsgütern die Situation gar nicht so hoffnungslos, wie es nach all dem Gesagten scheinen mag. Es gibt solche Produkte, besonders unter modernen technischen Konsumgütern. 'Der Computer ist das ideale Material, also Spiel-Zeug (und nicht „Werkzeug“ oder „Denkzeug“ – allerdings kann er u.a. dazu programmiert werden) – wie man überhaupt die Entscheidung, ob etwas Material ist, danach treffen kann, ob sich damit spielen läßt. In dieser Weise befragt, kommt allerdings sogar manches Kinderspielzeug ziemlich schlecht weg.

Leider existieren viele „gelungene“ Produkte nur auf den Zeichenblättern der Formgestalter und gelangen selten auf den Markt. Das Konsumgüterangebot kopiert fast durchweg einen westlichen „modischen“ Mittelklassestandard (kaum wirkliche Spitzenprodukte, sondern den Standard des durch Reklame manipulierten und „entmündigten“ Konsumenten), in den der schnelle moralische Verschleiß bereits einprogrammiert ist, und „diese Praxis kostet uns jährlich Millionen“, wie Clauss Dietel anmerkt (zit. in Kühne 1985, S.60). Solange dies so bleibt, solange wird die Mehrheit der Bevölkerung auch der sozialistischen Länder zu den Produkten ihrer kulturellen Umwelt kein prinzipiell anderes Verhältnis finden, als es die Jäger und Sammler der Urgemeinschaft zu den Produkten ihrer natürlichen Umwelt auch schon hatten, solange bleibt ästhetisches, also schöpferisches Verhalten als Massenerscheinung eine Utopie.

Dabei liegen gerade auf diesem Gebiet die Chancen, Entscheidendes zu verbessern, ohne auf zukünftige kommunistische Produktionsverhältnisse warten zu müssen. Eine „gute Industrieform“, welche den Materialcharakter des Endprodukts nicht verleugnet (was am wenigsten wohl eine Struktur versucht, die ganz der Funktion verpflichtet ist – weshalb der Funktionalismus für Produkte der Massenfertigung wohl doch die optimale Gestaltungskonzeption ist), kostet nicht mehr als eine beliebige andere Form, hat aber den Vorzug, sich in praktisch jede beliebige Umgebung einfügen zu können, und, was noch wesentlicher ist, moralisch kaum zu verschleißen – denn Material veraltet nicht.

Nun ist es ja so, daß diese Gedanken zum guten Teil nicht neu sind, diese Probleme so oder so ähnlich bereits seit langem – und oft weitaus dringlicher – von engagierten Künstlern und Wissenschaftlern vorgetragen werden, offensichtlich ohne durchschlagenden Erfolg. Appelle haben die Eigenschaft, zu verhallen, wenn sie sich nicht auf ökonomische Notwendigkeiten stützen können. Hier scheint – dies bleibt als einzige Schlußfolgerung – eine in wesentlichen Zügen neue ökonomische Struktur unserer Wirtschaft vonnöten. Eine Struktur, welche in den das „Konsumentenverhalten“ (und damit auch das Verhalten der Produzenten) beeinflussenden Beziehungen nicht nur Ruine der vergangenen, kapitalistischen ist, sondern auf eine zukünftige, kommunistische Struktur (über die sich konkrete Gedanken zu machen an der Zeit ist) gewissermaßen vorgeift.

Was aber die heute noch sehr utopisch anmutende Möglichkeit angeht, jedem einmal „seine“ Produkte individuell „für ihn“ anzufertigen, so sei noch angemerkt, daß dies nicht ein gesellschaftliches Zurück in eine „allgemeine Heimwerkerei“ bedeutet, nicht das Schneiden der individuellen Schrankwand aus selbstgefällten Bäumen, auch nicht das Zersägen der gekauften Möbel, um die auf durchschnittliche Buchgrößen berechneten Regalhöhen für die wirklich vorhandenen Bücher passend zu machen. Es bedeutet eine allerdings hochautomatisierte Produktion, die sich wieder als „Dienst“ versteht – also für konkrete, individuelle Bedürfnisse produziert – wie das Handwerk, so wie wir es hier verstanden wissen wollten.

3. Wert und Gebrauchswert

„Ein Pferd! Ein Pferd! mein Königreich für'n Pferd!“
(Shakespeare, König Richard III.)

Menschliches Verhalten ist die Dreieinigkeit von Fühlen-Denken-Handeln. Denken braucht Sprache, und ein Wort (ein Substantiv) ist Name, Begriff und Bedeutung. Das erste meint das sinnliche Da-Sein eines konkreten Objekts, das zweite ist Abstraktion deren vieler, das dritte meint die Beziehung zum Subjekt, die „Verhaltensrelevanz“ des Da-Seins einer Sache, („Es regnet“ bezeichnet zwar den gleichen Sachverhalt für Fahrrad- und Autofahrer, hat aber für beide eine völlig unterschiedliche Bedeutung.) Schon im Wort spiegelt sich also die dreieinige Struktur menschlicher Individualität, was nicht verwundert (so Denken „Widerspiegelung“ der Wirklichkeit ist), aber oft vergessen wird, wenn man mit Begriffen operiert, als hätten diese einen „Sinn“ unabhängig von einem konkreten Objekt und einem konkreten Subjekt.³

Menschliches Verhalten ist auf Bedürfnisbefriedigung gerichtet, und diejenigen konkreten Aktivitäten, welche in dieser Hinsicht Resultate erzeugen, wollen wir in Anlehnung an Sève (1972, S. 316) als Handlungen bezeichnen. Weil dieser Begriff jedoch nicht die Bedeutung der Handlung für das handelnde Subjekt erfaßt (seinen Energie- und Zeitaufwand, sein Risiko), benötigen wir zusätzlich den Begriff des Aufwands. Ebenso erfaßt der Sèvesche Resultat-Begriff (bzw. dessen Verallgemeinerung als „psychologisches Produkt“) nicht die subjektive Bedeutung des Resultats. Sève führt dazu ein sogenanntes „P/B-Verhältnis“ (Verhältnis des psychologischen Produkts zum Bedürfnis) als subjektiven, auf speziell menschliche („höhere“) Bedürfnisse bezogenen Handlungsanreiz ein, wir wollen jedoch in Anlehnung an die Umgangssprache besser vom Nutzen einer Handlung sprechen.⁴

Wenn wir nun versuchen, diesen Begriff zu definieren, etwa so:

Der **Nutzen** ist das den Reproduktionskreislauf eines Subjekts⁵ in erwünschter Weise beeinflussende (d.h. diesen in seiner Gegebenheit gewährleistende, verändernde oder vor Veränderung bewahrende) Eigenschaft einer Handlung,

dann wird sofort das Problematische, Unbefriedigende eines solchen Versuchs deutlich, das hier in dem Passus „in erwünschter Weise“ – also in der Wertung – liegt. Unterbleibt diese, läßt man die Richtung der Beeinflussung völlig offen, wird „Nutzen“ identisch mit „Resultat“ überhaupt. Eine allein objektive Wertung im Sinne eines objektiven Fortschritts (z.B. als Stabilitätserhöhung des Subjekts faßbar) bringt uns ebensowenig weiter wie die allein subjektive Wertung: Was subjektiv einen Nutzen hat (sonst unterbliebe es ja), z.B. Zigaretten rauchen, kann objektiv schädlich sein, und umgekehrt. Hier hilft nichts als die Auftrennung des Nutzens-Begriffs in drei unterschiedliche Begriffe, ganz im Sinne der eingangs erwähnten Struktur menschlichen Denkens.

³ Der „Namens“- sowie der Bedeutungsaspekt werden beim Hören oder Lesen von Begriffen („Worten“) stets mitgedacht, erster erzeugt die „Vorstellung“, zweiter das „Interesse“. Verständigung ist möglich, weil für unterschiedliche Subjekte gleiche Begriffe ähnliche „Namen“ (Objekte) kodieren (zumindest aber Objekte ähnlicher Bedeutung), ein Mißverständnis bedeutet in der Regel, daß dies nicht geschah.

⁴ – und die Beziehung zum Bedürfnis später in der subjektiven Bewertung des Nutzens berücksichtigen.

⁵ Subjekt kann alles sein, was in dem betrachteten Zusammenhang in irgendeiner Weise als einem einheitlichen Willen untergeordnet angesehen werden kann – ein einzelner Mensch, eine Gruppe, eine Institution, eine Gesellschaft, ein Staat oder auch die gesamte Weltbevölkerung. Je komplexer das Subjekt, desto mehr Reproduktionskreisläufe durchdringen und beeinflussen sich in ihm gegenseitig, sie bilden einen „Reproduktionsraum“. Dabei kann sicher niemals völlig ausgeschlossen werden, daß eine Handlung, die sich auf einer Ebene als nützlich darstellt, sich auf einer anderen schädlich auswirkt.

Unter der vereinfachenden Annahme, daß die vielen unterschiedlichen Resultate einer Handlung geschlossen bewertet werden (d.h. sich eigentlich als ein Resultat darstellen), wollen wir Aufwand und Nutzen als die beiden widersprüchlichen, den „Doppelcharakter“ jeder Handlung ausmachenden Seiten der Kürze halber zusammen definieren als:

1. **Konkreter Aufwand (A_k) / Nutzen (N_k)** einer konkreten Handlung eines bestimmten Subjekts in einer bestimmten Situation. Dieser ist objektiv meßbar, z.B. als „Kalorien“-menge, die beim Beutefang von einem Raubtier verbraucht/erhalten wird.
2. **Abstrakter Aufwand / Nutzen** von ähnlichen Handlungen vieler gleichartiger Subjekte in ähnlichen Situationen. Dieser ist errechenbar, z.B. als Durchschnitt aller konkreten Aufwände/Nutzen.
3. **Subjektiv bewerteter Aufwand (A_s) / Nutzen (N_s)**. Die subjektive Bewertung erfolgt sowohl vor der Handlung als erwarteter Aufwand/Nutzen als auch nach ihr als Einschätzung des wirklichen (erfahrenen) Aufwands/Nutzens. Uns interessiert hier hauptsächlich der Erwartungswert, und wir wollen deshalb vereinfachend annehmen, daß die subjektive Einschätzung des wirklichen Aufwands/Nutzens – der Erfahrungswert – mit dessen meßbarem Wert übereinstimmt.

Ob der Nutzen einer Handlung wirklich deren Aufwand rechtfertigt, kann erst nach der Handlung festgestellt werden. Ob eine Handlung ausgeführt wird, darüber entscheiden also grundsätzlich die Erwartungswerte von Aufwand und Nutzen. Nur wenn der erwartete Nutzen größer als der erwartete Aufwand ist ($N_s > A_s$), wird mit einer Handlung begonnen. Handlung ist also in jedem Fall Handlung „auf Verdacht“, und zwar in doppelter Weise. In jeder Handlung erfolgt die Überprüfung zweier „Theorien“:

1. Stimmt der konkrete Aufwand A_k mit dessen subjektiver Erwartung A_s überein?
2. War der konkrete, wirklich erreichte Nutzen N_k so groß wie dessen subjektive Erwartung N_s ?

Der Anreiz, die Motivation zu einer Handlung ist damit nichts anderes als das Verhältnis N_s/A_s (Handlungsbedingung ist $N_s/A_s > 1$, gleiche Maßstäbe vorausgesetzt), während das Verhältnis des konkreten Nutzens zum konkreten Aufwand N_k/A_k darüber entscheidet, ob sich die Handlung objektiv „gelohnt“ hat. Dies geht als Erfahrung in das subjektive Bewertungssystem ein und kann die Ausführung einer ähnlichen Handlung in einer ähnlichen Situation beeinflussen. Viele Tiere kalkulieren genau, ob sich die für den Beutefang erfahrungsgemäß einzusetzende „Arbeit“ angesichts des „Nahrungswerts“ der Beute auch lohnt. Der Mensch bezieht in die Bewertung von Aufwand und Nutzen einer Handlung noch viele andere Kriterien ein, insbesondere verinnerlichte gesellschaftliche Normen, Auch bewirkt normalerweise eine Handlung verschiedene Resultate, von denen sich einige als Nutzen, einige als Schaden darstellen können. Das „Bedenken“ aller subjektiv überschaubaren Auswirkungen einer Handlung (wie dies ein Schachspieler vor einem Zug tut) dient wahrscheinlich der Bildung einer Art „Gesamtnutzens“, der wiederum einem „Gesamtaufwand“ (in den auch die Handlungsrisiken eingehen) gegenübergestellt wird.

Wie bereits angedeutet, sind Aufwand und Nutzen eigentlich sogar nur die zwei Seiten derselben Sache, denn der Aufwand ist ebenso wie der Nutzen ein Resultat der Handlung und wird direkt zum Schaden, wenn die Handlung keine anderen Resultate hat. (Obige Definition des Nutzens wird zur Definition des Aufwands, wenn man statt „erwünschter“ „unerwünschter“ schreibt.)

Wenn nun ein wesentliches Resultat einer Handlung ein Produkt ist, dann geht der Aufwand der Handlung in das Produkt ein, im speziellen Fall menschlicher Arbeit als Arbeitswert des Produkts, während der Nutzen der Arbeitshandlung als Gebrauchswert des Produkts vergegenständlicht ist (und damit im allgemeinen vervielfältigt) ist. Die Bemerkung von Engels, daß „die Brauchbarkeit einer Sache ... etwas rein Subjektives, gar nicht absolut zu Entscheidendes“ (MEW 1957, Bd.1, S.506) sei, bisher meist als Bestätigung angesehen für die Nutzlosigkeit von Bemühungen, etwas Quantitatives über den Gebrauchswert auszusagen, wird in unserer Betrachtungsweise geradezu zu einer Grundlage der Analyse des Gebrauchswerts. (Auch der Wert einer Sache ist ja gewissermaßen „etwas rein Subjektives, gar nicht absolut zu Entscheidendes“, was Marx nicht davon abgehalten hat, seine weitreichende Werttheorie zu entwickeln.)

Natürlich hat die Bewertung einer Handlung nur Sinn in Bezug auf ein bestimmtes Subjekt in einer bestimmten Situation. Dies aber vorausgesetzt, können wir sowohl den Arbeitswert als auch den Gebrauchswert eines Produkts analog zur bisher geübten Methode jeweils in dreifacher Weise fassen:

Arbeitswert:

1. **Konkreter Wert W_k** eines konkreten Produkts als Ausdruck des zu dessen Herstellung von einem bestimmten Subjekt in einer bestimmten Situation verausgabten Arbeitsaufwands.
2. **Abstrakter Wert W** gleichartiger Produkte, die in ähnlichen (typischen) Arbeitssituationen hergestellt werden, Dieser ist aus den einzelnen konkreten Werten errechenbar und entspricht in einer warenproduzierenden Gesellschaft dem Marxschen Arbeitswert.
3. **Subjektiv bewerteter Wert W_s** . Die nochmalige Bewertung des Wertes kann – wie bei der Handlung – sowohl vor als auch nach Verausgabung der Arbeit erfolgen. Das Ergebnis ist ein Erwartungs- bzw. ein Erfahrungswert. In einer warenproduzierenden Gesellschaft, in der die „Schaffung“ eines Produkts in der Produktionssphäre ihre Entsprechung in der „Anschaffung“ einer Ware in der Zirkulationssphäre hat, wird W_s zum Tauschwert TW der Ware. Der Erwartungswert entspricht dabei dem vom Verkäufer (bzw. vom Staat) bewußt festgelegten Preis, während der Erfahrungswert sich „intuitiv“ infolge des Wirkens von Marktgesetzen (z.B. Verhältnis von Angebot und Nachfrage) einpegelt und unter den Verhältnissen freier Konkurrenz im Durchschnitt den Warenwert W annimmt.

Gebrauchswert:

1. **Konkreter Gebrauchswert GW_k** als der tatsächliche, meßbare Nutzen, den ein bestimmtes Subjekt in einer bestimmten Situation aus einem konkreten Produkt zieht.
2. **Abstrakter Gebrauchswert GW** als der durchschnittliche Nutzen, der in typischen Situationen aus gleichartigen Produkten gezogen werden kann,
3. **Subjektiv bewerteter Gebrauchswert GW_s** . Auch dieser existiert als Erwartungs- und Erfahrungswert, wobei wir wieder der Einfachheit halber annehmen wollen, daß der Erfahrungswert gleich dem konkreten Gebrauchswert ist. Der Erwartungswert kann den real möglichen Gebrauchswert sowohl über- als auch unterschätzen.

Der im Wert des Produkts aufgehobene Arbeitsaufwand ist, wie jeder Aufwand, ein Vorschuß auf dessen künftigen Nutzen. Bleibt dieser aus, war die Arbeit vertan, der Wert wird zum Schaden und das Produkt zum stummen Vorwurf vergeblicher Anstrengung. Allerdings ist der physische Gebrauch keine notwendige Voraussetzung dafür, daß ein Ding einen Nutzen hat. Unsere Nutzensdefinition umfaßt auch Dinge, die in ihrer Lebenszeit niemals gebraucht werden, deren

Nützlichkeit aber fraglos ist – z.B. Blitzableiter, in die niemals ein Blitz schlägt, oder die Rettungsringe, die früher an Brücken hingen. Auch spielt die materielle Qualität keine Rolle. Die „reine“ Information hat einen Wert, insofern ihre Beschaffung Arbeitskraft erfordert hat, und sie hat Gebrauchswert, insofern sie irgendwem nützlich ist. Den Gebrauchswert von Naturprodukten hebt bereits Marx hervor, im Sinne unseres erweiterten Wertbegriffs haben diese auch einen (geringen) Wert, falls sie nicht wie im Schlaraffenland in den Mund fliegen, sondern wenigstens gepflückt werden müssen.

Voraussetzung für die Vergleichbarkeit von Wert und Gebrauchswert ist in jedem Fall, daß beide auf ein Subjekt bezogen werden – dies kann auch eine ganze Gesellschaft oder sogar die gesamte Weltbevölkerung sein. Dann, und nur dann, finden sie auch ihr gemeinsames Maß. Daß ein solches vorhanden sein muß, ergibt sich bereits intuitiv aus der Tatsache, daß ein entsprechender Vergleich tagtäglich stattfindet: bei jedem Kaufakt. (Dies widerspricht nicht der von Marx entdeckten Tatsache, daß die Waren sich zu ihrem Wert austauschen. Aber dies ist ein gesellschaftlicher Gleichgewichtszustand, der sich „rein“ auch nur im idealen Fall völlig freier Konkurrenz einstellt.)

Für die beiden Subjekte, die sich im individuellen Tausch- bzw. Kaufakt gegenüberstehen, stellen Wert und Gebrauchswert des gleichen Produkts durchaus nicht das Gleiche dar. Was für den Verkäufer der Gebrauchswert des Produkts ist, nämlich dessen Erlös, ist für den Käufer dessen Wert (den er als Preis zahlen muß), während für ihn der Gebrauchswert in etwas völlig anderem liegen kann. Im Austauschprozeß von Waren machen Wert und Gebrauchswert so viele Metamorphosen durch, wie Subjekte als Besitzer der konkreten Ware auftreten. Dabei bleibt allerdings eins unverändert: Jeder potentielle Bewerber vergleicht den von ihm erwarteten Gebrauchswert des Produkts (GW_s) mit dessen Tauschwert W_s (als Geld-Wert der subjektive Arbeitsaufwand für die Beschaffung der Tauschware Geld, dieser ist aber für einen Lohnarbeiter nichts anderes als ein Teil des Wertes seiner Arbeitskraft).⁶ Und nur dann, wenn dieser Vergleich zugunsten des Gebrauchswerts ausfällt (wenn $GW_s \geq W_s$ gilt), erfolgt der Kauf einer Ware. (Kauf stellt eine Handlung mit einem erwarteten Nutzen dar.

Die **Austauschbedingung** $GW_s \geq W_s$

läßt sich also auch direkt aus der

Handlungsbedingung $N_s/A_s \geq 1$

herleiten, denn es gilt $N_s = GW_s$ und $A_s = W_s$).

Die Austauschbedingung enthält, da die jeweiligen Bewertungen nicht die wahren Verhältnisse von Wert und Gebrauchswert widerspiegeln müssen, die Möglichkeit der Täuschung. Es stellt sich dann nach dem Kauf heraus, daß der tatsächliche Gebrauchswert (GW_k) des Produkts geringer ist als der erwartete (GW_s) und, was entscheidend ist, sogar geringer als der Tauschwert. (Eine möglichst hohe subjektive Bewertung des Gebrauchswerts von Produkten zu erreichen – gegebenenfalls auch durch bewußte Täuschung – ist ja gerade die Hauptaufgabe der Werbung.) Der Aufwand war größer als der Nutzen, das ganze also ein Verlust. Daß sich solche Verluste nicht häufen dürfen, wenn die Reproduktion des Subjekts (des Käufers) gewährleistet sein soll, wird deutlich, wenn man z.B. als Tauschwert den Tageslohn eines Arbeiters und als Gebrauchswert die Zeit ansetzt, die dieser Arbeiter (und gegebenenfalls seine Familie) mit den für seinen Lohn gekauften Nahrungsmitteln überleben kann – ein für viele Entwicklungsländer erschreckend reales Beispiel.

⁶ D.h. der Tauschwert unterliegt selbst noch einmal einer subjektiven Bewertung – Geld ist eben nicht für jeden gleich viel wert. Wenn keine Reichtümer vorhanden sind, ist diese Bewertung in etwa umgekehrt proportional dem Arbeitseinkommen.

Es muß also, um wenigstens einfache Reproduktion zu sichern, auch $GW_k \geq TW$ gelten. Da der Tauschwert als ein Teil des Wertes der Ware Arbeitskraft (W_{Ak}) ausgedrückt werden kann, läßt sich für den Fall, daß das konkrete Produkt das gesamte Reproduktionsfeld des Subjekts abdeckt, schreiben: $GW_k \geq W_{Ak}$. Dies ist sowohl Reproduktions- als auch Produktionsbedingung, denn es bleibt sich nun gleich, ob das benötigte Produkt in der Arbeitszeit vom Arbeiter selbst hergestellt wird (Individualwirtschaft),⁷ oder für den Arbeitslohn gekauft wird (Warenproduktion). Als Produktionsbedingung muß allerdings in dieser Ungleichung, damit sie auch im allgemeinen Fall richtig bleibt, noch der Wert eventuell verbrauchter Arbeitsmittel (W_{Am}) berücksichtigt werden, die ja in der Produktion mit ersetzt werden müssen. Die Ungleichung lautet dann korrekt:

$$GW_k \geq W_{Am} + W_{Ak}$$

Was auf der rechten Seite der Ungleichung steht, ist aber nichts anderes als der konkrete Wert eines mit Hilfe dieser Arbeitsmittel und in der entsprechenden Arbeitszeit hergestellten Produkts. Damit gilt:

$$GW_k \geq W_k$$

Dies ist die Produktionsbedingung für die Herstellung eines konkreten Erzeugnisses. Der Übergang zum allgemeinen Fall ist nun bloß noch formaler Natur:

$$GW \geq W$$

Der Gebrauchswert der produzierten Waren darf im gesellschaftlichen Durchschnitt nicht unter ihrem Wert liegen, damit wenigstens einfache Reproduktion gewährleistet ist.

Die Produktionsbedingung läßt sich unter Einführung eines zusätzlichen Wertes, der den Gebrauchswert vom Arbeitswert unterscheidet, in eine Gleichung überführen. Wir wollen diesen zusätzlichen Wert – willkürlich, aber nicht zufällig – mit M bezeichnen.

$$GW = W + M$$

M stellt im Sinne des Wortes einen Mehrwert dar und ist der homologe Begriff zum Marxschen Mehrwertbegriff. Dies wird deutlich, wenn wir die Gleichung auf die spezielle Situation eines kapitalistischen Betriebes anwenden:

Für den Betriebsbesitzer liegt der konkrete Gebrauchswert seiner Erzeugnisse in deren Markterlös (Tauschwert), aber dieser ist im einfachsten Fall, von dem auch Marx bei der Herleitung seiner Werttheorie ausging, gleich dem Warenwert. Was wir mit W bezeichnet haben, ist der Aufwand des Kapitalisten, also Produktionsmittelverbrauch und Lohnkosten. Das gemeinsame Maß ist Geld. Die Differenz zwischen Aufwand und Erlös stellt sich direkt als von den Arbeitern produzierter, vom Besitzer angeeigneter Mehrwert m dar. Für die konkrete Situation eines kapitalistischen Betriebes geht also obige Gleichung über in das bekannte Marxsche Wertgesetz

$$W = c + v + m$$

Wichtig ist, daß bei der Anwendung unserer Gleichung stets gefragt wird: Gebrauchswert (bzw. Wert) von was, für wen und in welcher Situation. Der Gebrauchswert eines Arbeiters besteht für den Kapitalisten, in dessen Betrieb der Arbeiter angestellt ist, im Arbeitsvermögen des Arbeiters, das vom Kapitalisten aber nur teilweise bezahlt wird:

$$GW_{Ak} = v + m$$

⁷ Wobei hier natürlich streng genommen weder von der „Ware“ Arbeitskraft noch von ihrem „Wert“ gesprochen werden kann.

Gemeinsames Maß kann hier die Zeit sein (dann ist GW_{Ak} die tägliche Arbeitszeit und v der Teil davon, in dem der Arbeiter den Gegenwert seines Lohnes produziert), oder auch Geld (dann ist v der Lohn und m der über den Lohn hinausgehende Erlös der vom Arbeiter produzierten Waren).

Demgegenüber besteht der Gebrauchswert seiner Arbeitskraft für den Arbeiter, der diese verkaufen muß, in dem Lohn (v), den er dafür erhält, deren Wert aber in dem Teil seines Lohnes, den er für die Reproduktion seiner Arbeitskraft benötigt (v_n). Was darüber hinaus übrigbleibt, kann vielleicht als „Mehrlohn“ (v_m) bezeichnet werden:

$$V = v_n + v_m$$

v_m ist der Teil seines Lohnes, den er nicht als „normalen“ (d.h. seiner gesellschaftlich geprägten individuellen Norm entsprechenden) Lebensunterhalt für sich und seine Familie aufwenden muß. Dieser Teil kann seiner erweiterten Reproduktion dienen, insbesondere der Aneignung von Fähigkeiten und schöpferischer Betätigung – unter welchen Bedingungen dies wirklich der Fall ist, werden wir später sehen.

Die Beziehungen zwischen Wert und Gebrauchswert, die hier dargelegt wurden, stellen durchaus nichts Neues dar, einschließlich der Subjektivität von Wert und Gebrauchswert und der darin liegenden Möglichkeit der Täuschung wurden sie bereits von Marx bei seiner Analyse kapitalistischer Produktionsverhältnisse erkannt.

Es stellt sich also heraus, daß die von ihm entdeckten Gesetzmäßigkeiten spezielle, kapitalistische Ausprägungen allgemeiner Gesetze sind, die für alle Gesellschaftsordnungen (ja vielleicht für lebende, im Stoffwechsel mit der Umwelt stehende Materie überhaupt) gelten. Deshalb ist zu hoffen, daß sie sich auch auf individuelles, schöpferisches Verhalten des Menschen anwenden lassen.

4. Kunst und Kitsch

„Kunst ist die rechte Hand der Natur. Diese hat nur Geschöpfe, jene hat Menschen gemacht.“
(Schiller, Fiesco, II. 17)

Das „Spiel der Natur“ hat mannigfaltige Formen und Verhaltensweisen hervorgebracht, die wir heute als ästhetisch empfinden – Struktur und Färbung von Pflanzen, Federsmuck der Vögel und vieles mehr.⁸ Es gibt wohl kaum Zweifel daran, daß alle diese Formen genauso wie „nützliche“ Organe ihren Gebrauchswert haben, der sich aber – im Unterschied zu Organen, die individuell nützlich sind – erst in einer „biokommunikativen Beziehung“ realisiert. Die Gefiederfärbung eines Vogels kann zum Beispiel dem Schutz vor Feinden, dem Aufbau einer Paarungsbeziehung zu Artgenossen oder dem sicheren, weil getarnten, Beutefang dienen – in jedem Fall stellt sich der Nutzen nur in der Beziehung zu einem anderen Lebewesen her. Die kommunikativ relevante Gestalt ist, wie jedes andere Merkmal auch, durch Mutationen entstanden und durch Überlebens- und Fortpflanzungsvorteile bekräftigt und selektiert worden. Wenn man die Fortpflanzung als den „produktiven Akt“ der Evolution bezeichnet, so ist die Mutation deren „kreatives Moment“,⁹ das am produktiven Akt angreift.

Das der Mutation äquivalente kreative Moment der Individualentwicklung ist das Spiel, das am produktiven Akt, der Handlung, angreift. Bereits im Tierreich finden sich zahlreiche Beispiele für Tätigkeiten, die im Spiel modifiziert und dann in individueller Ausprägung beibehalten werden. Der Musikwissenschaftler Georg Knepler (1977 S.94f) nennt im Spiel gelernte Wechselgesänge afrikanischer Vögel.

Spiel als universelle Verhaltensweise höherer Tiere wie auch produktive Tätigkeit wie auch kommunikative Beziehungen insbesondere zu Artgenossen sind aber drei Erscheinungen, welche die Menschwerdung von Anfang an begleiteten – es wäre deshalb seltsam, sollte nicht auch ästhetisches Verhalten von Anfang an dabei gewesen sein. „Ästhetisches Verhalten sollte man als eine Zwillingerscheinung der Arbeit betrachten. Sie muß wohl so alt sein wie diese und weit älter als magische, religiöse etc. Vorstellungen ... Die Abwesenheit von Spuren besagt nicht, daß es kein ästhetisches Verhalten gegeben hat.“ nimmt Knepler (1980 S.173) an, und in der Tat gibt es für eine solche Auffassung Anhaltspunkte. Joachim Herrmann (1986 S.97) charakterisiert die Geräte des Acheuleén-Typs, deren älteste vor etwa 1,2 Millionen Jahren gefertigt wurden, mit folgenden Worten: „Es bildeten sich gewisse Arbeitstraditionen heraus, die Oberflächen der Werkzeuge und Geräte wurden z.T. gleichmäßig retuschiert, ohne daß dies für die Zweckmäßigkeit des Gerätes notwendig gewesen wäre. Es diente lediglich der gefälligeren Handhabung.“ Friedhart Klix (1985 S.45) spricht sogar wörtlich von „ästhetischen Aspekten“ der Acheuleén-Technik.

Diese Technik entspricht, wieder nach Herrmann, der zweiten Entwicklungsstufe der Arbeit, die sich gegenüber der ersten (belegt durch die weit älteren Geräte des Oldowan-Typs) durch „Dreidimensionalität des Handlungsablaufs“ auszeichnet. Auch die Oldowan-Geräte sind zwar schon

⁸ Erkenntnis und Genuß des sogenannten Naturschönen setzt m.M. Erfahrung mit ästhetischer, gestaltender Arbeit, also den zu „Kunstschönem“ fähigen, bereits entwickelten Menschen voraus. Joachim Herrmanns (1986 S.199) Vermutung, daß „beim werdenden Menschen ... Naturerscheinungen wie die heraufziehende Morgenröte, der vergehende Tag, die Zu- und Abnahme des Mondes ... tiefe Eindrücke“ hinterließen, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil als beeindruckend nur das empfunden wird, was nicht zu der von Kindheit an gewohnten Umwelt gehört. Die genannten Naturerscheinungen sind aber für „naturwüchsige“ Menschen genausowenig etwas Besonderes, Aufmerksamkeit erregendes, wie es für ein Großstadtkind Autoverkehr, Schnellbahnen und Hochhäuser sind.

⁹ Für die Artentwicklung wahrscheinlich sogar noch bedeutsamer als Mutation ist die genetische Rekombination, welche somit ebenfalls zum „kreativen Moment“ zu zählen ist. Wir wollen im folgenden «jedoch den geläufigeren Begriff der Mutation verwenden und die genetische Rekombination (die nur mit dem „arbeiten“ kann, was die Mutation erzeugt hat) als einbegriffen verstehen.

Produkte menschlicher Arbeit, weil ihre Herstellung nicht „unvermittelte Bedürfnisbefriedigung“ ist, ihre Herstellung erfolgt aber noch „Auge in Auge“ mit dem Naturbedürfnis (etwa angesichts der Jagdbeute, die es zu zerlegen gilt) Zwar ist der kausale Bezug der Handlung zum Handlungsziel damit bereits vermittelt, aber noch nicht der zeitliche (Herrmann spricht von einem „zweidimensionalen Handlungsablauf“). Was aber unter dem „Zeitdruck“ des Bedürfnisses geschieht, geschieht bis heute „mehr schlecht als recht“ – die Oldowan-Geräte zeigen nichts was nicht deren unmittelbarer Zweckmäßigkeit gedient hätte.

Ganz anders, wenn auch der zeitliche Bezug der Handlung zu ihrem Ziel gesprengt wird. Nun kann das zum Tragen kommen, was auf der ersten Entwicklungsstufe der Arbeit bereits als Möglichkeit angelegt ist: Daß die zielgerichtete Handlung – der Arbeitsprozeß – nicht mehr der unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung dient, bedeutet ja gleichzeitig, daß die Arbeit in der Bedürfnisbefriedigung nicht mehr ihre Grenze findet.

Während jedes tierische Verhalten sofort beendet wird, wenn es seinen Zweck erfüllt, also das auslösende Bedürfnis befriedigt hat, kann menschliches Verhalten im Prinzip unendlich fortgesetzt werden, vorausgesetzt, daß es nicht unmittelbar ein Bedürfnis erfüllt. (Ob das dann ein sogenanntes Primär- oder Sekundärbedürfnis ist, spielt dabei keine Rolle) – Und natürlich vorausgesetzt, daß nichts Wichtigeres zu tun ist. Die Tätigkeit des Essens wird im allgemeinen sofort beendet, wenn man satt ist, die Tätigkeit der Speisenzubereitung, des Anrichtens kann dagegen zu einer raffinierten Kunst hochstilisiert werden (manche Zuckerbäcker- und Konditoreierzeugnisse), die in keinem Verhältnis mehr zum Zweck der Sättigung steht, eben weil Sättigung nicht mehr ihr Zweck ist.

Was aber, wenn nicht die Bedürfnisbefriedigung selbst, ist der Zweck der über das Notwendige hinausgehenden Arbeit?

Wenn sich die „Verschönerung“ eines Faustkeils noch durch das spielerische Weiterarbeiten an ihm während der „Freizeit“ eines Urmenschen erklären läßt – die Übernahme der neuen arbeitsaufwendigeren Form durch die gesamte Gruppe läßt sich so nicht erklären.

Die ersten Erfindungen mögen im spielerischen Umgang mit den während der Arbeit erworbenen Fertigkeiten gemacht worden sein, ihre breite Anwendung erfolgte, wenn ihr Nutzen – also z.B. die Zeiteinsparung beim Gebrauch steinerner gegenüber hölzernen Speerspitzen, auf gleiche Jagdbeute bezogen – größer war als der zeitliche Aufwand, den die Herstellung der neuen Speerspitzen gegenüber den gewohnten erforderte.

Worin also liegt der Nutzen von ästhetischen Erfindungen, schließlich von Kunst? In einer Zeiteinsparung gewiß nicht. Und doch wird Kunst seit wenigstens 30 000 Jahren in gesellschaftlichem Ausmaß und in Formen, welche diesen Zeitraum überdauern konnten, produziert.¹⁰

Wir behaupten, der Nutzen von Kunst (nicht zu verwechseln mit dem Nutzen des Kunstwerks) liegt in der Schaffung einer kommunikativen Beziehung, und wollen dafür den bereits stillschweigend in diesem Sinn verwendeten Begriff der Zuwendung einführen. Zuwendung ist die Grundfunktion jeder ästhetischen Gestaltung, ohne die alle anderen Funktionen, die in ziemlicher Vielfalt ermittelt wurden, nicht wären.

Zuwendung ist das, was die sorgsame und qualitätvolle von der gleichgültigen, schlampigen Arbeit unterscheidet, das gespannte Verfolgen eines interessanten Vortrags vom gelangweilten

¹⁰ Obwohl es uns sonst fern liegt, Kunst und ästhetisches Verhalten reinweg gleichzusetzen, wollen wir hier Kunst in einem elementaren Sinn als „eine höchst normale und natürliche Art menschlicher Tätigkeit“ betrachten. „Das menschliche Denken ist künstlerisch geartet“, meint Juri M. Lotman (1981 S.18/19), und wir interpretieren ihn dahingehend, daß die „Gesetze der Kunst“ eigentlich Gesetze der menschlichen Wahrnehmung und Informationsverarbeitung samt deren höchster Form, dem Denken, sind.

Zuhören, das intensive sinnliche Erlebnis eines Konzerts von der musikalischen „Berieselung“. Zuwendung ist nicht zuletzt das Interesse, die Sympathie und schließlich die Liebe zu einem anderen Menschen. (In dem Versuch, den Begriff zu verdeutlichen, sind uns wieder mehrere Bedeutungsvarianten unterlaufen – die Struktur menschlicher Sprache läßt sich eben nicht überlisten! Wir wollen diese als tätige, sinnliche und rationale Zuwendung bezeichnen. Jede dieser drei Varianten kann als Subjekt-Objekt-Beziehung oder als Subjekt-Subjekt-Beziehung auftreten.)

Weil den Arbeitsgeräten sowieso die Aufmerksamkeit der Urmenschen-Horde gilt, deshalb gilt den Besonderheiten dieser Geräte (das gegenüber dem Gewohnten, Traditionellen Andere) die besondere Aufmerksamkeit der Horde, Die Anerkennung eines besonders „nützlichen“ oder besonders „schonen“ Produkts (letzteres hat gegenüber dem ersteren den großen Vorteil, sofort – d.h. ohne Umweg über den Gebrauch – Aufmerksamkeit zu erregen) überträgt sich direkt auf dessen Schöpfer und befriedigt auf diese Weise „eine sozial bezogene Urmotivation ... , dessen Wurzeln bis in instinktive Verhaltensregulationen zurückverfolgt werden können.“ (Klix 1985 S.132) Damit hat aber die tätige, produktive Zuwendung (welche die intensive Subjekt-Objekt-Beziehung während des Arbeitsprozesses ja darstellt), die in das Produkt, in den Faustkeil „hingesehlagen“ ist, einen über dessen reinen Gebrauchswert hinausgehenden Zweck erfüllt; sie zahlt sich aus als Zuwendung der Gruppe gegenüber seinem Mitglied, evtl. sogar bis zu einer Erhöhung von dessen Rangposition.

Diese Motivation spielt noch heute für jede schöpferische Leistung eine im Einzelfall sicher sehr unterschiedliche Rolle, was nicht bedeutet, daß die Funktion des Produkts sich darin erschöpft, ja überhaupt erschöpfen könnte. Das Verlangen nach gesellschaftlicher Zuwendung, das „Seht, hier bin ich!“, das in Starallüren gipfelt, ist wohl bei keinem Künstler ganz auszuschließen, doch ist es wie gesagt ja eigentlich eine abgeleitete Funktion des Kunstprodukts. Erst muß das Produkt Aufmerksamkeit erregen – dann kann sich diese auf dessen Schöpfer übertragen. Welche Eigenschaften eines Produkts, eines Objekts aber sinnliche Aufmerksamkeit erregen (nur von dieser wollen wir im weiteren sprechen und damit die sogenannten nützlichen Dinge, deren Anerkennung des Gebrauchs bedarf, beiseite lassen) – diese Frage müßte uns die Psychologie beantworten, und sie tut das auch.

Leider ist hier nicht der Platz, um die psychologischen Grundlagen der Wahrnehmung, welche gleichzeitig die Grundlagen der von uns so bezeichneten „Ästhetischen Zuwendung“ sind, ausführlich darzulegen. Deshalb seien diese nur kurz zusammengefaßt.

Wahrgenommen kann nur werden, was sich von seiner Umwelt unterscheidet, sich von ihr abgrenzt. Diese Abgrenzung zu verstärken – Kontrastbildung – ist eine der wichtigsten Leistungen des Nervensystems. Kontrastbildung findet bereits in der Peripherie des Nervensystems als gegenseitige Hemmung benachbarter Neuronen („laterale Inhibition“) statt und setzt sich als Prozeß der Informationsreduktion in zentralen Bereichen des ZNS fort. Sie ist die wesentliche Grundlage für die .Begriffsbildung und andere höhere Formen geistiger Leistungen.“ (Klix 1980 S.231)

Wahrnehmung ist also in erster Linie eine Wahrnehmung des „Andersseins“, einer Veränderung im Raum, in der Zeit oder gegenüber den eigenen Erwartungen. „Anderssein“ ist der gegensätzliche Pol zum Bekannten, Gewohnten. Dieses muß erst einmal vorhanden sein, damit jenes sich herausheben kann. Deshalb ist die zweite wichtige Grundleistung des Nervensystems die Bezugssystembildung. Auch sie findet bereits auf niedrigster Stufe der Informationsverarbeitung statt: als neuronale Durchschnittsbildung. Beispiele dafür sind die Zusammenschaltung von Netzhautzellen über ein relativ großes Areal des Auges sowie die Tatsache, daß Neuronen auch bei Reizlosigkeit „feuern“ – daraus erklärt sich das „Eigengrau“ bei völliger Dunkelheit. („Tiefes Schwarz ist immer ein Kontrasteffekt.“ (Klix 1980 S.218)) In höheren Regionen des Nervensys-

tems erfolgt die Bezugssystembildung (die „Nullpunktbildung“ immer einschließt) dynamisch unter Einbeziehung auch qualitativ anderer Reize, z.B. von solchen über den „inneren Zustand“ des Organismus, und insbesondere von früheren, gespeicherten Informationen. Letzteres unterstreicht die Rolle des Lernens.

Von den sechs Niveaustufen des Lernens, die Klix unterscheidet, sind für uns hauptsächlich die ersten drei von Interesse:

1. **Abgewöhnen (Habituation).** Dies bedeutet das Ausbleiben einer Verhaltensantwort auf einen Reiz nach dessen mehrmaliger (ansonsten folgenloser) Wiederholung. Dem ist vergleichbar, daß auch ästhetische Reize nach einer gewissen Gewöhnungszeit nicht mehr bewußt wahrgenommen werden – wenn sie zur gewohnten Umwelt, etwa der Wohnung, gehören, kann höchstens ihr plötzliches Fehlen noch Aufmerksamkeit erregen. Genau wie gewisse für den Organismus eminent wichtige Reaktionen nicht abgewöhnt werden können (z.B. der Lidschlagreflex), so gibt es auch Sinnesreize (z.B. sexuelle), die ihre Wirkung nie verlieren, was die Kunst – und noch mehr die Werbung – von jeher ausnutzt.
2. **Bedingte Reaktion.** Diese Lernform ist durch Pawlows Versuche mit Hunden allgemein bekannt geworden. Für uns ist die als Antizipation (Erwartung) bezeichnete innere Vorwegnahme der Wirkung eines Signals von Interesse. Von einem Fischsteak, das unter der Erwartung „Schnitzel“ gegessen wird, schmeckt der erste Bissen selbst dann widerlich, wenn Fisch normalerweise gegenüber Schweinefleisch bevorzugt wird. Der ästhetische Genuß eines Kunstwerks hängt wesentlich auch davon ab, ob es vorherige Erwartungen erfüllt.
3. **Bedingte Aktion.** Dies meint die Bekräftigung zufälligen Verhaltens durch den Erfolg. Der kausale Zusammenhang spielt dabei keine Rolle, ist meist auch gar nicht einsichtig. Möglicherweise ist mit dieser Lernform die Entstehung des Aberglaubens erklärbar.

Mindestens die hier genannten Gesetzmäßigkeiten der Wahrnehmung bilden die Grundlage für eine komplexe Verhaltensweise, die schon von Pawlow eingehend untersucht und von Klix „Orientierungsreaktion“ genannt wurde. Dies ist eine für Tier und Mensch spezifische Reaktionsweise auf leiseste Veränderungen in der Umwelt. Klix unterscheidet drei Anlässe, welche die Orientierungsreaktion auslösen: die Neuheit des Reizes, die Überraschung seines Auftretens und den Konflikt zwischen entgegengesetzten Bedeutungen von Reizen. Kennzeichen der Orientierungsreaktion ist ein intensiver Informationsgewinn aus Anlaß momentaner Entscheidungsunsicherheit, Klix stellt sie deshalb an den Anfang „einer hierarchischen Kette kognitiver Leistungen, die bis zu den höchstentwickelten Techniken des menschlichen Erkenntnisgewinns hinführen.“ (Klix 1980 S.502)

Es ist sicherlich nicht abwegig, sie auch als psychologische Grundlage der ästhetischen Zuwendung anzusehen. Dies scheint umso mehr berechtigt, als die physiologischen Besonderheiten während der Orientierungsreaktion – Empfindlichkeitssteigerung der Wahrnehmung, Hinwendung zur Reizquelle bei gleichzeitiger Verringerung der Empfindlichkeit für „unwesentliche“ Reize – einem Zustand höchster Wachheit entsprechen, wie er auch bei einer intensiven ästhetischen Beziehung auftritt. Erwähnt sei noch, daß während der Orientierungsreaktion besonders schnell gelernt wird und die Gedächtniseffekte die Stabilität von Prägungswirkungen erreichen können (d.h. sie sind nicht mehr abgewöhnbar).

Wenn Knepler (1977 S.92) davon spricht, daß in der Musik „biogene Einstimmungselemente“ – gleichmäßige Rhythmen, Spielfiguren, Haltetöne, „Sound“ – „in einem generellen Sinn Gespanntheit, Aufmerksamkeit, Aufnahmebereitschaft, Erwartung, eben Einstimmung auf zu

Kommendes, erzeugen", dann ist es offensichtlich die Orientierungsreaktion, die hier ausgelöst wird. Wie so vieles andere im biologischen Wesen des Menschen Angelegte hat auch sie sich von ihrem natürlichen „Zweck“ der Lebenssicherung gelöst und ist zu dem geworden, was wir unter dem Begriff Zuwendung zu fassen suchen.

Folgende Hypothesen sollen das bis hierhin Dargelegte in seiner Auswirkung auf unser Ästhetik-Verständnis zusammenfassen:

Das **ästhetische Verhältnis** ist ein lustbetont erlebtes intensives Kommunikationsverhältnis, das Verhaltenspsychologisch als Orientierungsreaktion aufgefaßt werden kann und durch intensive Informationsaufnahme gekennzeichnet ist.

Das **ästhetische Objekt**, im speziellen Fall ein Kunstwerk, ist ein Zuwendungsobjekt, dessen erste und grundlegende Funktion es ist, Aufmerksamkeit zu erregen. Dies kann es aber nur, wenn es nicht mehr „natürlich“ (selbstverständlich, fraglos) ist, wenn sein „Anderssein“ erkannt bzw. empfunden wird. (Kants berühmten Satz: „Schön ist, was ohne alles Interesse wohlfällt“ wollen wir so verstehen, daß der Gegenstand „an sich“ unser Interesse noch nicht hat. Erst seine Schönheit erweckt Interesse für ihn, und das ist deren eigentlicher Zweck.)

Ästhetische Gestaltung ist Betonung des Andersseins gegenüber dem Umfeld (welches auch ein „Erwartungsfeld“ sein kann) mit dem Ziel der Zuwendung. Dazu gehört, daß unter bestimmten Bedingungen ein Umfeld, ein Hintergrund erst einmal geschaffen werden muß – Kneplers „biogene Einstimmungselemente“ können ebenso wie Reim und Rhythmus in der Lyrik auch als Konstituierung eines relativ gleichförmig strukturierten Hintergrunds interpretiert werden.

Der **ästhetische Widerspruch** ist der Widerspruch zwischen Neuem und Gewohntem, Bekanntem und Unbekanntem, „Vordergrund“ und „Hintergrund“, „Reiz“ und Umfeld.

Ästhetische Aneignung ist als Resultat vollzogener Zuwendung die Überwindung des Andersseins, Einordnung ins „Weltbild“, „Gewöhnung“ im positiven Sinn als das sinnlich und rational Verfügbar-Machen des ästhetischen Objekts.

Ohne Zuwendung also kein ästhetisches Verhältnis, aber nur mit Zuwendung auch nicht. Es muß noch etwas dahinter liegen, sonst geht die Zuwendung, die Aufmerksamkeit ins Leere, die große Möglichkeit intensiven Informationsgewinns, welche die Orientierungsreaktion darstellt, verpufft ungenutzt und zurück bleibt das schale Gefühl vergeblicher Anstrengung (unverstandene Kunstwerke lösen meist nicht nur Gleichgültigkeit, sondern Arger aus!)

Es soll hier nicht auf die vielfältigen Funktionen eingegangen werden, die Kunst ausüben kann, wenn die Zuwendung einmal ausgelöst wurde – darüber wurden ganze Bände geschrieben. Wenn aber über die Zuwendung das Kunstwerk andere Funktionen erfüllen kann und erfüllt (Zuwendung impliziert ja generell ein „Worauf“), dann bestimmen auch diese anderen Funktionen den „Nutzen“ des Kunstwerks – von einem allgemeinen, abstrakten Gebrauchswert von Kunstwerken zu reden ist daher ebenso sinnlos wie bei jedem anderen Produkt, dessen Verwendungsmöglichkeiten nicht festgelegt sind. Offensichtlich muß, wenn über den Wert eines Kunstwerks gesprochen wird, streng unterschieden werden zwischen der „Kunst“ als Fähigkeit eines Objekts, Zuwendung auszulösen, und dem „Werk“ als das, was über das Kommunikationsverhältnis „transportiert“ werden soll. Beides muß sich ergänzen. Die „Kunst“ verpufft ohne das „Werk“ und das „Werk“ bleibt unbeachtet (kann also seinen Gebrauchswert nicht realisieren) ohne die „Kunst“. Das Kunstwerk erhält Wert und Gebrauchswert, wie jedes Produkt, in seiner Beziehung zu einem speziellen Subjekt in einer speziellen Situation – es kann Ware sein, ein Repräsentationsbedürfnis befriedigen, der Agitation oder der Erziehung dienen u.v.a.m. Der Wert der

„Kunst“ liegt durchaus nicht in dem Arbeitsaufwand zur Herstellung des Kunstwerks, sondern, da Kunst Fähigkeit ist, in dem Arbeitsaufwand zur Ausbildung dieser Fähigkeit – der kann ein ganzes Leben umfassen. Und noch mehr: die Fähigkeit zum Auslösen eines Kommunikationsverhältnisses ist nicht allein eine individuelle des Künstlers oder des Kunstwerks, sie ist auch eine gesellschaftliche, weil wesentlich mitbestimmt vom „Namen“, vom Bekanntheitsgrad des Künstlers, erfordert also nicht nur individuellen, sondern auch gesellschaftlichen Aufwand. Vielleicht liegt hierin die Ursache dafür, daß, wie Jürgen Kuczynski (1986, S.128) schreibt, „die Einstufung von professionellen, Bestseller schreibenden Schriftstellern so weit vom Arbeitswert entfernt ist, daß man auf sie kaum noch die Arbeitswerttheorie anwenden kann.“ Und vielleicht muß dies, auch im Sozialismus» so sein.

Unser Bemühen, das Kunstwerk im Zusammenhang mit anderen Produkten menschlicher Tätigkeit zu betrachten, erfordert eine Abgrenzung dort, wo diese möglich ist. Ein wesentlicher Unterschied liegt im Verhältnis von informellem zu stofflichem Aspekt des Gebrauchswerts. Wie sich die Arbeit (und damit auch der Wert) in psychische und physische unterteilen läßt, so auch der Gebrauchswert. Der eine Teil läßt sich als Information darstellen und vervielfältigen, der andere nicht.

Die fotografischen Reproduktionen eines Gemäldes und einer gespickten Lammkeule unterscheiden sich kaum in technischer Hinsicht, sehr wohl aber in dem Verhältnis des Gebrauchswerts des Originals zu dem der Reproduktion. Die „reine Information“, etwa ein Wetterbericht, behält ihren Gebrauchswert unabhängig von der „Sprache“ ihrer Darstellung (wenn diese nur verständlich ist) und unabhängig von ihrem stofflichen Träger, sei der Zeitungspapier, Fernseh Bildschirm oder Luft als akustisches Medium. Der „reine Stoff“ behält seinen physischen Gebrauchswert unabhängig von seiner Struktur – die Lammkeule also ihren Nährwert auch dann, wenn sie durch den Wolf gedreht wurde. Kunst, so wollen wir als weiteres Merkmal festhalten, liegt „irgendwo“ dazwischen, befriedigt ein psychisches Bedürfnis, aber vermag dies nur in einer bestimmten physischen Realisation, dringt praktisch nur oder vorrangig über einen Sinneskanal in uns ein.

Ein Gemälde bedarf des Gesichtssinns wie ein Musikstück des Hörvermögens. Ein sprachlicher Text bedarf des Vorstellungsvermögens und damit des Denkens als spezifisch menschlichem „sechsten Sinn“ (womit nicht gesagt ist, daß die anderen Künste nicht ebenfalls des denkenden Menschen bedürften, doch bei ihnen ist Denken Voraussetzung des Genießens, für die Literatur ist es der Genuß selbst) Die Kochkunst bedarf des Geschmacksinns und die Liebeskunst, wo es sie gibt (als Kunst, wie im Altertum, wo sie in der Tat eine gesellschaftlich geachtete Kunst war), bedarf des Tastsinns.

Kunst als Mittel, als „psychischer Gebrauchswert“ zur Befriedigung eines psychischen Bedürfnisses verstanden, führt uns zu einer weiteren Frage: der nach dem „moralischen Verschleiß“, der Lebensdauer von Kunst. Hier bietet sich eine Unterteilung an, die wir für andere Produkte bereits getroffen haben: Kunst als „Material“ und „Gestalt“. Juri M. Lotman (1981 S.41) charakterisiert Kunst als Text, der „unverständlich sein und der Interpretation offenstehen“ muß, nur dann sei er „aktiv“ und fungiere als Generator von Bedeutungen, die ihm nicht bereits bei seiner Herstellung mitgegeben wurden. Dies ist aber genau das, was wir als „Material“-Charakter eines Produkts bezeichnet haben.

Material hat nicht Gebrauchswert, sondern gewinnt ihn erst in einer speziellen Gebrauchssituation. Material ist die Fähigkeit zum Gebrauchswert. So wie Material nach Gestaltung verlangt, verlangt Kunst nach Interpretation, so wie Material leicht bis überhaupt nicht bearbeitbar ist, so ist auch Kunst leicht oder schwer oder gar nicht verständlich. Gewisse Produkte „erzeugen“ laufend neuen Gebrauchswert, indem sie neue Verwendungsmöglichkeiten provozieren (dies geschieht bis heute dem Mikroprozessor). Das Kennzeichen großer, „zeitloser“ Kunst ist nicht,

daß sie ihre Bedeutung über alle Zeiten behält, sondern daß sie in jeder Zeit deutbar bleibt, d.h. Bedeutung generiert.

Ein letztes Wort in diesem Zusammenhang zum Kitsch. In unserer Betrachtungsweise ließe sich Kitsch als ein Produkt charakterisieren, das nicht mehr Material, also ausdeutbar ist, sondern nur noch eine Bedeutung hat – diese aber aufdrängt. Damit verbunden ist oft eine Übersteigerung der Kunst-Mittel, die, einmal erfunden, als Kunst-Fertigkeiten ja im Prinzip Jedem zur Verfügung stehen. Kitsch ist somit ein besonderes Verhältnis von übersteigertem „Mittel“ (als Fähigkeit, Zuwendung zu erzeugen) zu einem banalen „Zweck“ was heißt, das Produkt wird zum Vorwand der „Kunst“ und diese zum Selbstzweck.

Während die „Kunst“, hinter der nichts anderes liegt (oder gesehen wird), als unverständene Kunst oft Arger auslöst, löst diejenige „Kunst“, hinter der sofort etwas liegt, was dazu noch banal und eindeutig ist, höchstens Heiterkeit aus. Kitsch ist also Einzweck-Kunst, vergleichbar (und oft identisch) mit denjenigen Serienprodukten, von denen wir im zweiten Kapitel sagten, daß sie Gestalt durch Struktur vortäuschen. Wie jene ist Kitsch nicht Dienst, sondern Herrschaft. Diese Bedeutung – oder gar keine! Es ist deshalb kein Zufall, daß Kitsch „sich mit aller Macht im Verlauf der bürgerlichen Revolution in eben dem Moment (enthüllt), in dem sie Überflußcharakter annimmt ... und in eben dem Moment der Kapitalzirkulation, in dem die Bourgeoisie der künstlerischen Produktion ihre Normen aufzuzwingen beginnt.“ (Abraham A. Moles 1972 S.1)

Der Kitsch bedarf wie das Serienprodukt des normierten Bedürfnisses, welches er gleichzeitig erzeugt. Dieser Teufelskreis dreht sich auch nach der sozialistischen Revolution weiter und wird sich endgültig wohl erst dann auflösen, wenn die Norm, welche die Bourgeoisie der künstlerischen Produktion aufgezwungen hat (und die ja keine ästhetische, sondern eine ökonomische Norm ist), sich auflöst – wenn Kunst also nicht mehr Ware ist.

5. Muse und Muße

„Die wirkliche Ökonomie – Ersparung – besteht in Ersparung von Arbeitszeit.“
(Karl Marx)

Muse braucht Muße, und wenn es heißt, daß Not erfinderisch macht, so gilt dies für jede Not – außer für Zeitnot. Zeit, freie Zeit, Mußezeit ist die Grundvoraussetzung für jede kreative, insbesondere ästhetische Tätigkeit. Mußezeit allein genügt dazu jedoch nicht. Eine Tätigkeit, in der Mußezeit ausgeführt, ist – wenn nicht noch etwas anderes hinzukommt – ebensowenig schöpferisch wie das neurotische Wippen der von lebensnotwendiger Tätigkeit entlasteten Eisbären im Berliner Tierpark. Freie Zeit und damit auch die Möglichkeit, „Mehrwert“ als über den Eigenbedarf hinausgehende Nahrung zu beschaffen, haben die meisten Tiere, dies ist ja auch die Bedingung für Jungenaufzucht und das Anlegen von Vorräten. Die Jäger und Sammler der Urgesellschaft, so erwähnt Herrmann (1986 S.197), benötigten für die Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse lediglich die beneidenswert kurze tägliche Arbeitszeit von vier Stunden.¹¹

Mußezeit ist aber die „schöpferische Potenz“ der Lebewesen, und sie wird von höheren Tieren bereits in diesem Sinne genutzt, nämlich zum Spiel, welches ja schöpferische Elemente enthält, indem es der Entwicklung von Fähigkeiten dient.

Sève (1972 S.319) unterteilt die individuellen Aktivitäten in solche, die Fähigkeiten produzieren („Abteilung I“), und solche, die in Anwendung der Fähigkeiten Resultate produzieren („Abteilung II“). Wir wollen ihm in dieser Einteilung nicht nur folgen, sondern sie auf unseren Subjektbegriff übertragen und – am Beispiel einer Gesellschaft – sowohl Ersatz und Erweiterung des konstanten Kapitals (als materielle Produktionsfähigkeit) als auch Ersatz und Erweiterung des variablen Kapitals (als Fähigkeiten der Werktätigen, ideelle Produktionsfähigkeit) in der Abteilung I des Reproduktionsraumes einer Gesellschaft zusammenfassen.

Alles, was der Entwicklung von Fähigkeiten dient oder diese auch nur ersetzt, ist auf einer bestimmten Ebene erweiterte Reproduktion (also schöpferisch), weil auch die nur einfache Reproduktion z.B. einer Gesellschaft ja die ständige erweiterte ihrer Mitglieder erfordert. Umgekehrt kann erweiterte Reproduktion in einer bestimmten (z.B. Konkurrenz-)Situation zu einer notwendigen Bedingung des Überlebens, damit der einfachen Reproduktion, werden.

Ebenso wie einfache und erweiterte Reproduktion nur zwei Seiten einer Sache sind und sich eigentlich gar nicht trennen lassen, genauso trifft dies unter der Bedingung emanzipierter, nicht-entfremdeter Arbeit für Arbeitszeit und Freizeit zu – Begriffe sind Skalpelle, welche die eigentlich homogene Wirklichkeit auftrennen, auf die wir aber nicht verzichten können, wollen wir einen Blick hineinwerfen.

Schöpferische Tätigkeit erfordert außer Zeit als zweite Voraussetzung die Fähigkeit dazu, also die Fähigkeit zur Entwicklung von Fähigkeiten, welche als Fähigkeit zum Spiel genetisch veranlagt ist und beim Menschen mit der Ablösung des Handlungsziels von der direkten Bedürfnisbefriedigung (im dritten Kapitel erläutert) ihre höchste Ausprägung gefunden hat. Diese Fähigkeit

¹¹ Es ist deshalb nicht sehr einleuchtend, wenn die „Erfindung“ der Sklaverei in alleinigem Zusammenhang mit der Entwicklung der Arbeitsproduktivität gesehen wird. Die Voraussetzung, daß ein Mensch mehr als für sein eigenes nacktes Leben notwendig produzieren konnte, war (von schlechten Zeiten abgesehen) offensichtlich immer gegeben. Außer der Möglichkeit selbst und deren Erkenntnis braucht es aber immer noch ein Drittes, um eine Erfindung gesellschaftlich anzuwenden. Dies ist der Nutzen, der größer als der Aufwand sein muß: Körperlicher Zwang lockt – außer der zur Flucht – keinerlei Initiative hervor, und wo die Bewachung größer sein müßte als die Zahl der Sklaven, ist Sklaverei sinnlos. Jäger und Sammler kennen keine Sklaverei, diese wird erst beim Übergang zu Ackerbau und Viehzucht nutzbringend. Damit Ausbeutung sich lohnt, muß die Arbeit immer in einem gewissen Grad unschöpferisch bleiben, und dies stimmt damit überein, daß die am meisten ausgebeuteten Arbeiter stets diejenigen mit den am wenigsten qualifizierten Tätigkeiten waren (und sind).

wollen wir als allgemein gegeben annehmen und uns ihrer Verwirklichung zuwenden, die nun außerdem noch des Anreizes bedarf.

Was für jede Handlung gilt, muß offensichtlich auch für ästhetisches Verhalten gelten: der Nutzen muß größer als der Aufwand sein, damit dieses stattfindet. Was aber sind hier „Nutzen“ und „Aufwand“? Läßt sich bei Produkten, deren Qualität gerade in der hohen Individualität von Anfertigung wie auch Aneignung liegt, überhaupt etwas Allgemeines darüber aussagen?

Am ehesten wohl, wenn das Kunstprodukt zur Ware wird. Dann gelten ökonomische Kriterien, das Produkt gewinnt seinen Gebrauchswert für den Produzenten nicht aus seiner ästhetischen Eigenart, sondern aus seinem Tauschwert, und die Produktion erfolgt nicht mehr in der Mußezeit, sondern in der notwendigen Arbeitszeit des Produzenten.

Der Konsument des ästhetischen Produkts – ja, er kalkuliert ebenfalls: ist der Aufwand (z.B. für einen Theaterbesuch) gerechtfertigt im Hinblick auf den Genuß, den ich mir davon verspreche? Eine Fehlkalkulation schlägt sich als Enttäuschung mit dem Gefühl „vertaner Zeit“ nieder, nicht aber als materieller Verlust, weil der Theaterbesuch normalerweise in der Freizeit stattfindet (vom Preis der Theaterkarten wollen wir vorerst absehen). Dies ist wieder anders, wenn z.B. ein Kritiker aus beruflichen Gründen ins Theater geht: er wird den Zeitaufwand sehr wohl ins Verhältnis zum „Tauschwert“ seiner Kritik setzen. Der einzige, der nicht nach ökonomischen Kriterien kalkuliert, ist der Theaterbesucher. Er beurteilt den persönlichen „Nutzen“ des Stücks nach allein ästhetischen Maßstäben.

Wenn schöpferisches Verhalten etwas ist, was Fähigkeiten entwickelt, dann kann auch ein ästhetischer Maßstab nichts Absolutes sein. Eine Entwicklung läßt sich nicht an etwas Statischem messen, sondern nur an einer anderen Entwicklung. Der Theaterbesucher überlegt nicht, ob er die Zeit gut genutzt hat, sondern ob er sie besser hätte nutzen können.¹² Dies hängt davon ab, was ihm an Alternativen zur Verfügung stand (und auch von dem, was ihm an Alternativen vorstellbar ist). Je weniger das ist, desto niedriger wird auch sein ästhetischer Anspruch – als sein subjektiver Maßstab – ausfallen. Damit ist schon gesagt, daß dieser Anspruch – die gesellschaftliche Form – gesellschaftlich bedingt ist.

Wenn der Theaterbesuch für den Besucher produktiv war, dann lag dessen ideelle (psychologische) Produktivität über der durchschnittlichen Produktivität vergleichbarer Handlungen, welche den „Freizeitplan“ alternativ hätten füllen können. Es erfolgt beim Entscheid für oder gegen eine Handlung also nicht der Vergleich eines absoluten Aufwands mit einem absoluten Nutzen, sondern deren „spezifischer Gewichte“ in einem Zeitplan bzw. in einem „Anspruchsfeld“. Als solche sind „Aufwand“ und „Nutzen“ aber Verhältniszahlen, also maßstablos, und lassen sich in jedem Fall vergleichen.

Was für den Besucher produktiv ist, das hängt in hohem Maß davon ab, welche der produktiv erworbenen Fähigkeiten er in Resultate umzusetzen vermag, konkret also, was ihm der Theaterbesuch im „normalen“ Leben nützt. Wie im produktiven Bereich einer Volkswirtschaft findet auch in einer Persönlichkeit stets ein Austausch zwischen „Abteilung I“ und „Abteilung II“ statt: Fähigkeiten dienen dem Erzeugen von Resultaten, welche, soweit sie nicht in einfacher Reproduktion vollständig verbraucht werden, Voraussetzung für die Entwicklung neuer Fähigkeiten sind. Fähigkeiten, die keine Resultate erzeugen, sind aber sinnlos, vergeblich erworben. Es besteht nicht nur kein Anreiz zu ihrer Erwerbung, sondern oft eine direkte Abwehr. Dies trifft insbesondere für „kulturelle Bildung“ zu. Solange das „normale Leben“, das ja im wesentlichen Arbeitszeit ist, ästhetisches Verhalten nicht erfordert, solange haben alle Bemühungen um

¹² Séve (1972 S.348) betont, daß die Bedeutung eines Zeitaufwands nicht durch den Absolutbetrag, sondern durch das spezifische Gewicht im Zeitplan bestimmt ist. „Der Grenznutzen ... einer Handlung ... ist abhängig von der Gesamtaktivität.“

„ästhetische Erziehung“ der Werktätigen nur sehr begrenzten Erfolg. Es gilt eben auch für ein einziges Individuum, was für eine Gesellschaft gilt: Trotz aller Wechselbeziehungen – die „ökonomische Basis“ bestimmt den Charakter des „Überbaus“.

Wenn wir bisher immer stillschweigend vorausgesetzt haben, daß die notwendige Arbeitszeit ganz der Anwendung von Fähigkeiten (Abteilung II), die freie Zeit aber der Entwicklung von Fähigkeiten (Abteilung I) dient, so gilt dies rein doch nur für den Fall der „Individualwirtschaft“. Wenn Kunst zur Ware wird, wird schöpferische Produktion zur notwendigen Arbeit und, im Gegenzug, Mußezeit zur Arbeitszeit. Der Käufer eines Kunstwerks erhält einen ideellen Gebrauchswert für einen materiellen Wert, und er muß, wenn er zur arbeitenden Klasse gehört, für diesen – in Geld ausgedrückt – einen Teil seiner Arbeitskraft hergeben. Das kann er nur, wenn er diesen Teil für seine physische Reproduktion nicht benötigt, oder, was dasselbe ist, wenn er einen Teil seiner Mußezeit ebenfalls arbeitet, um Geld zu verdienen. Er steht vor der Wahl, überflüssige Zeit zur Verfügung zu haben, oder in dieser Zeit Geld zu verdienen, um es für „überflüssige“ Produkte ausgeben zu können.

Aber was heißt, er steht vor der Wahl? – Tatsache ist ja gerade, daß ihm kaum eine heutige Gesellschaft diese Wahl läßt. Die Arbeitszeit ist festgelegt, und der Teil von ihr, der nicht notwendige Arbeitszeit ist und Mußezeit sein könnte, ist genau die Mehrarbeitszeit, von der Marx spricht, und deren Produkt sich der Kapitalist als Mehrwert aneignet. Dieser ist also „geronnene Zeit“, und damit tut der Kapitalist nichts anderes (auf indirektem Weg), als der Sklavenhalter direkt und brutal getan hatte: Er eignet sich die Zeit seiner Arbeiter an. Weil dies aber nicht irgendeine Zeit, sondern konkret ihre Mußezeit ist, ist es gleichzeitig ihre schöpferische Potenz. „Ausbeutung heißt ... daß die Arbeiter um die Geschichte, die sie machen, betrogen werden“, hat Wolfgang Pohrt (1976 S.174) diesen Sachverhalt treffend zusammengefaßt.

Die schöpferische Fähigkeit vieler degeneriert zur Zahlungsfähigkeit weniger, behält als Geld, als Reichtum aber noch die selbe Eigenart wie Mußezeit: seine Verausgabung folgt nicht ökonomischen Kriterien. Es kann ebenso der Förderung von Kunst und Wissenschaft dienen wie dem Bau von Tempeln und Palästen. Es kann auch sinnlos verschwendet werden, wie dies Cleopatra nachgesagt wird, die eine unermeßlich wertvolle (weil unermeßlich viel Leid und Anstrengung der Perlentaucher verkörpernde) schwarze Perle in Essig löste und trank.

Der Betrug um die schöpferische Potenz geschieht konkret auf zweierlei Weise: einmal als Entmündigung des Arbeiters im Produktionsprozeß, in dem er zum lediglich ausführenden Glied degradiert wird, zum anderen als seine ebenso schwerwiegende Entmündigung im individuellen Konsumtionsprozeß, in dem ihm nur die Wahl aus einem zwar reichhaltigen, aber keinesfalls „individuellen“ Angebot bleibt. Der klassische Kapitalismus hat mit Taktstraßen und Supermärkten, mit Arbeitsdisziplin und Reklamemanipulation Mechanismen geschaffen welche mit hoher Effizienz diese Art von Ausbeutung gewährleisten.

Als im persönlichen Erleben nachweisbares Ergebnis konstatiert Sève die radikale Trennung von gesellschaftlich produktiver Arbeit, die als Lohnarbeit rein „abstrakte Aktivität“ bleibt, und der auf das Individuum bezogenen, persönlichen, „konkreten Aktivität“. Daraus resultiert ein spezifisches Zeitbedürfnis, das sich als Bedürfnis nach „Zeit zu leben“ (im Unterschied zur „Lebenszeit“) ausdrückt. „Die Forderung nach Zeit zu leben heißt ... Kritik der Trennung zwischen abstrakter und konkreter Persönlichkeit, die der Kapitalismus mit einem unsichtbaren Skalpell in unserer Seele vollzogen hat, Kritik einer Lebensweise, die das Aufopfern des konkreten persönlichen Lebens für das abstrakte gesellschaftliche Leben und des abstrakten gesellschaftlichen Lebens für die Erfordernisse der ständigen Reproduktion des ganzen Systems verlangt.“ (Sève 1972 S.347)

Sève stellt dies alles spezifisch für die kapitalistische Gesellschaft fest. Auf unsere sozialistischen Verhältnisse bezogen, bleibt jedoch die Frage: „In welchem Grade erreicht die Beseitigung

der Ausbeutung im Makromilieu über das Mikromilieu die Lebenssituation der arbeitenden Individuen wirklich – d.h. psychologisch greifbar, z.B. als „Eigentümergefühl“, das Arbeitszufriedenheit mit sich bringt und Gestaltungsmotive freisetzt?“ (H.-D. Schmidt, 1985 S. 187)

Das Dilemma des Sozialismus als einer „Übergangsperiode“ ist es, zwar die ideellen, juristischen Grundlagen der Entmündigung der Arbeiter abschaffen zu können (und dies auch kurzfristig getan zu haben), nicht aber sofort auch die materiellen, wie sie mit der Arbeitsteilung und der Massenfertigung von Konsumgütern gegeben sind. Zwar werden die Arbeiter nicht mehr um ihre schöpferische Potenz betrogen – es gibt ja niemanden mehr, der als Nutznießer sie darum betrügen könnte – doch heißt dies noch lange nicht, daß sie deshalb schon schöpferisch sind oder auch nur sein könnten.

Nach der sozialistischen Revolution bleibt in dieser Hinsicht noch alles zu tun. Der Unterschied zum Zustand vorher liegt darin, daß nun getan werden kann, was vorher nicht einmal als Möglichkeit offenstand.

6. Homo aestheticus

Es mag verwundern, daß in einer Arbeit, in der es um ästhetisches Verhalten ging, so selten von „Schönheit“ die Rede war. Wirklich scheint uns die Wertungsskala von „schön“ nach „häßlich“ nur schlecht geeignet, das Erregende, Spannungsvolle jenes Verhältnisses des Menschen zu seiner Umwelt zu erfassen, das gemeinhin als ästhetisches bezeichnet wird und das wir als schöpferisches verstanden wissen wollen. Eine Wertungsskala ist ja immer nur in Bezug auf eine Form aufstellbar,¹³ wo es aber um etwas geht, was diese Form kreativ verändert oder sogar in Frage stellt, muß sie naturgemäß versagen. Neue Kunst wurde selten als schön empfunden. Van Goghs Bilder, die heute in kaum einem Kulturraum fehlen, wurden bei ihrer ersten Ausstellung zum Skandal.

Das rein Schöne ist eigentlich das Gewohnte, ästhetisch bereits Angeeignete, das damit zum Wohlbefinden beiträgt, Sicherheit und Geborgenheit vermittelt. Nichts gegen Schönheit, schon gar nichts gegen ein Sicherheitsbedürfnis – es ist ein ebenso elementares Bedürfnis wie Neugier, und beides sind eigentlich nur die zwei Seiten einer Sache, weil Neugier der zukünftigen Sicherheit dient – nur ist das, was uns an Kunst fesselt, nie deren Schönheit allein, allein schön ist nur der Kitsch. (Es wäre allerdings nicht verwunderlich» wenn die Bevorzugung tradierter, gewohnter, „klassischer“ Kunst gegenüber moderner mit einem hohen Anteil des Sicherheitsbedürfnisses in der Persönlichkeitsstruktur korrelierte.)

Doch auch bei uns soll die Schönheit zu ihrem Recht kommen, und zwar im Begriff der „schönen Arbeit“. Es ist zur Genüge erläutert, was wir darunter verstehen: die kreative, individuelle Arbeit, die ein konkretes Bedürfnis erfüllt und damit emanzipierte, nicht-entfremdete Arbeit nicht nur im Allgemeinen, sondern auch im Besonderen ist, eine Arbeit, die Zuwendung ist und Zuwendung schafft, deren Wesensmerkmal das ästhetische Moment ist – und dies alles nicht als gesellschaftliche Ausnahmerecheinung, als Privileg einiger Auserwählter oder Privatbeschäftigung vieler Hobbybastler, sondern als natürliche, gewohnte Erscheinungsform der Arbeit.

Kein Zweifel, daß wir von einer Organisation der Produktion, in der die Arbeit „jedem einzelnen die Gelegenheit bietet, seine sämtlichen Fähigkeiten, körperliche wie geistige, nach allen Richtungen hin auszubilden und zu betätigen, und in der sie aus einer Last zu einer Lust wird“, (Engels, MEL S.104), noch weit entfernt sind. Marx nannte bereits die automatische Fabrik als eine Voraussetzung dafür, heute läßt sich schon genauer sagen, wie eine solche Fabrik, eine solche Produktionsorganisation wahrscheinlich aussehen müßte. Zumindest in der „Konsumgüterproduktion“ wird eine solche Fabrik einem klassischen Handwerksbetrieb nicht unähnlich sein. Der Kontakt des „Meisters“ (der statt Gesellen nun allein Maschinen beschäftigt) mit dem „Kunden“ (vielleicht sogar die Verschmelzung beider, indem der „Kunde“ selbst – in Zusammenarbeit mit

¹³ Kagan und andere sprechen von einem „ästhetischen Ideal“ – uns scheint der Begriff der Norm passender, weil in ihm die gesellschaftliche Bedingtheit besser zum Ausdruck kommt. Ebensovienig wie die Gesetze der Logik Gesetze der Wirklichkeit sind, sind es die ästhetischen Gesetze – jene sind Gesetze des Denkens, diese Gesetze der sinnlichen Wahrnehmung und Bewertung, des Fühlens (die „Gesetze der Kunst“ integrieren beides, siehe Anmerkung 10). Dies sei betont, um der auch von Marxisten verfochtenen Auffassung entgegenzutreten, die Wirklichkeit habe ästhetische Eigenschaften, die nur richtig wiedergespiegelt werden müßten. Leonid Stolowitsch (1981) z.B. spricht vom „guten Geschmack“ als der Fähigkeit, das „wahrhaft Schöne“ zu erkennen und zu genießen (S.44). „Die Kunst ist ... eine Erscheinung, die ... geschaffen ist, um die objektive ästhetische Realität widerzuspiegeln ...“ (S.55). Da Ästhetisches allein in der Beziehung zwischen Subjekt und Objekt existiert, verbaut eine Trennung in eine „subjektiv-ästhetische“ und eine „objektiv-ästhetische“ Seite jeden Zugang zum Wesen der Sache. „Objektiv“ (als subjektunabhängig verstanden) gibt es weder „Wahres“ noch „Schönes“ noch deren Gegenteile. Allerdings haben sich die „subjektiven“ psychischen Strategien der Informationsgewinnung und Bewertung im Verlauf der Evolution eng an die typischen verhaltensrelevanten „objektiven“ Umweltreize angepaßt, insofern kann man von einer Widerspiegelung von Strukturen der Wirklichkeit in der Struktur des menschlichen Informationsgewinnungs- und Bewertungssystems sprechen.

einem Computer – das Endprodukt entwirft und die Anweisung zur Produktion gibt, die dann vollautomatisch erfolgt), Produktion als Dienstleistung und unter ästhetischen Gesichtspunkten sind solche Kennzeichen handwerklicher Produktion, die auch künftig unverzichtbar bleiben. Dabei werden viele Bedarfsgüter, die wir heute nötig zu haben glauben, ersatzlos wegfallen – ihre Produktion wird durch Produktion von „Zeit“ ersetzt.

Eine jahrtausendelange Warenproduktion hat uns beinahe vergessen lassen, daß es in den wenigsten Fällen die Produkte selbst sind, die unsere Bedürfnisse befriedigen. Sie sind meist nur Mittel dazu, zumal sehr unvollkommene, weshalb sie in regelmäßigen Abständen durch „bessere“ ersetzt werden müssen. Das Bedürfnis z.B. nach einer sauberen Wohnung hat sich in den letzten hundert Jahren kaum gesteigert, und es wurde damals durch ein Stubenmädchen mit Mopp und Wischtuch wesentlich besser befriedigt, als es heute der modernste Staubsauger – den man ja eigenhändig bedienen muß – vermag. Von steigenden Bedürfnissen zu sprechen ist offensichtlich irreführend und Ursache für den verbreiteten Unglauben an die jemalige Verwirklichbarkeit des kommunistischen Prinzips „Jedem nach seinen Bedürfnissen“. (Allerdings kann und muß man von steigenden Ansprüchen an die Qualität der Umwelt sprechen.) Nicht das schnellere und größere Auto ist das eigentliche Bedürfnis – Bedürfnis ist die rasche und bequeme Beförderung (die wäre aber auch heute schon unter weitgehendem Verzicht auf den Privatbesitz von Autos – der ja auch Zeitaufwand für Pflege und Wartung mit sich bringt – gewährleistet).

Die meisten der uns umgebenden Produkte ersetzen nur etwas, was – entsprechende „feudale“ oder ökonomische Macht vorausgesetzt – auch ohne Technik, und manchmal besser zu haben wäre: der Plattenspieler die Hofkapelle, die Tiefkühlpizza den Küchenmeister und die Bücher im Bücherschrank den immer verfügbaren Universalgelehrten.

Das ideale Mittel zur menschlichen Bedürfnisbefriedigung war und ist der Mensch selbst, genau gesagt: die menschlichen Fähigkeiten. Weil es jahrtausendlang nicht möglich war, diese vom Menschen abzulösen, deshalb war die Sklaverei als Erfindung der Ausbeutung der „große Fortschritt“, von dem Engels im „Anti-Dühring“ spricht. Alle weiteren Formen der Ausbeutung waren nur diffizilere Formen der Aneignung der Fähigkeiten vieler durch Wenige. In dem geschichtlichen Moment aber, wo es möglich wird, menschliche Fähigkeiten vom Menschen abzulösen und auf eine Maschine zu übertragen, hat der Mensch erstmals die Chance, im gesellschaftlichen Umfang von einem mit seinen Fähigkeiten produzierenden Wesen zu einem Fähigkeiten produzierendem Wesen zu werden.

Diese Entwicklung vollzieht sich bereits, und sie führt dazu, daß der Neuwert eines Produkts – und damit auch sein Mehrwert (bzw. das Mehrprodukt) zunehmend aus geistiger Arbeit, und in dem Maße wie auch geistige Routinearbeit auf Computer (also ins fixe Kapital) übertragen werden kann, aus schöpferischer Arbeit (wissenschaftlicher und ästhetischer) besteht. Dies ist aber die Aufhebung der Teilung der Arbeit, von der Marx sprach, das ist auch Voraussetzung für die Aufhebung der Ware als Ware und damit der Widerspruch par excellence zur kapitalistischen Produktionsweise, die ja die Schöpferkraft der Massen nie benötigt (viel mehr: gefürchtet) hat.¹⁴

Das, was für die jeweilig herrschende Klasse erst Sklaven, dann Leibeigene, schließlich Lohnarbeiter waren, das werden in einer zukünftigen kommunistischen Gesellschaft, in der alle herrschen (jedoch niemand mehr über Menschen), ideale Maschinen sein, für die wir keinen besseren Begriff als „Roboter“ haben, die aber heute noch kaum in den Vorstellungen, geschweige denn

¹⁴ Die massenhafte Freisetzung von Arbeitskräften vorrangig aus „unkreativen“ Berufen sowie die Expansion wissenschaftsintensiver Zweige wie der Rüstungsindustrie sind in den technisch fortgeschrittensten kapitalistischen Ländern einerseits Folgen dieser Entwicklung, andererseits tragen sie auch zur zeitweiligen Entschärfung (zumindest Verlagerung) des nach Lösung drängenden Widerspruchs bei. Der Bedarf einer Ausbeuterklasse an Luxus ist unbegrenzt, umso beschränkter ist ihr Bedarf an wirklich kreativer Arbeit.

in den Computern der Konstrukteure existieren und mit Sicherheit nicht nur universelle, sondern auch „sprechende“ und „hörende“ Werkzeuge sein werden.

Es wäre schließlich zu überlegen, ob eine Gesellschaft, welche die notwendige Arbeit ihren modernen maschinellen Sklaven überträgt, ihren strukturellen Vorläufer (die „urkommunistische Gesellschaft“) in der Urgesellschaft suchen sollte – nicht eher in der Sklavenhaltergesellschaft. Die bornierten, von auf Aberglauben und Tradition beruhender strenger Hierarchie und persönlicher Abhängigkeit gekennzeichneten gesellschaftlichen Verhältnisse der Urgemeinschaft (eher „urfeudale“ Verhältnisse) entsprechen so gar nicht dem, was für eine kommunistische Zukunft wünschenswert erscheint, während das, was in der griechischen Polis-Demokratie vorgeformt wurde, bis heute als Demokratieideal lebendig ist und auf seine Verwirklichung wartet.

Sicherlich ist für die Zukunft auch eine völlig neue Ökonomie vonnöten, eine, die den wirklich einzigen nicht erneuerbaren Wert zugrunde legt – menschliche Lebenszeit – und dies nicht allein dort, wo sich diese Zeit in Geld ausdrücken läßt, die also nicht am Betriebszaun haltmacht, Wert und Tauschwert, so wie sie bisher verstanden wurden, enthalten zwar auch den Aufwand zur Verteilung des Produkts (als Handelsaufwand), jedoch nicht den Aufwand des Käufers zu dessen Erlangung, der erheblich sein kann, wenn z.B. die Nachfrage weit über dem Angebot liegt (vergebliche Wege), oder wenn die Organisationsformen des Handels einen hohen Zeitaufwand beim Einkauf bedingen.¹⁵ Dieser individuelle Aufwand ist als Massenerscheinung aber ebenfalls gesellschaftlicher Aufwand und stellt einen Produktivitätsverlust der Gesellschaft dar, der leider in keine einzige Kennziffer eingeht. Wenn es immer noch geschieht, daß durch „Rationalisierung“ betrieblicher Aufwand (z.B. der Post oder des Handels) in die „Privatsphäre“ verlagert wird (wo er dann meist mehr Aufwand verursacht, als eingespart wurde), so ist letzteres wohl die Ursache dafür.

Ein anderes Problem ist die Unterteilung in produktive und nichtproduktive Bereiche der Volkswirtschaft. Welchen vernünftigen Grund gibt es, die Arbeit eines Softwareentwicklers als „produktiv“, die eines Lehrers als „unproduktiv“ einzustufen? Beide stellen ein „geistiges Produkt“ her, das in beiden Fällen zur „Fähigkeit“ wird. Was hier noch als Spitzfindigkeit gelten könnte, wird bedeutsam, wenn wir uns die nie so recht geklärte Stellung der Reparaturarbeiten ansehen. Sollen diese zum produktiven Bereich zählen? Dies scheint sinnvoll, denn was könnte produktiver sein als die relativ billige Reparatur eines Produkts gegenüber seiner Neuherstellung. Andererseits ist es der völlige Widersinn, denn es wäre dann eine Gesellschaft, die Pfusch herstellt und diesen fleißig nachbessert, wesentlich produktiver als eine, in der von vornherein Qualität gefertigt wird. Ein Ausweg aus diesem Dilemma ist denkbar als eine Produktionsorganisation, in der die Betriebe die Verantwortung für von ihnen hergestellte Produkte während deren gesamter Lebensdauer behalten – also eine für langlebige Produkte wesentlich verlängerte Garantiezeit, eine Pflicht zur Abnahme von Gebrauchsgütern und deren Weiterverkauf sowie schließlich zur Aufarbeitung bzw. schadlosen Beseitigung des Schrotts.

Manche dieser Gedanken werden sehr spekulativ und vielleicht utopisch anmuten, insbesondere wenn man nicht nur die industriell entwickelten Länder betrachtet, sondern auch die Vielzahl derer, für die überhaupt erst einmal die Schaffung des „Homo oeconomicus“ als überlebensfähigem Menschen im Vordergrund aller Bemühungen stehen muß. Doch sollte deshalb das Ziel nicht aus den Augen verloren werden. Der Sozialismus wird dem Kapitalismus kaum jemals im Erfinden neuer Konsumprodukte überlegen sein – schon gar nicht dort, wo diese keine realen

¹⁵ Berücksichtigt man diesen Aufwand, stellt sich der Vorteil stabiler (evtl. sogar subventionierter) Verbraucherpreise für einzelne Waren, die nicht ihrem Bedarf entsprechend vorhanden sind, als Fiktion dar. In den „Preis“, den der Käufer zu zahlen hat, geht zusätzlich zu eventuellen „Trinkgeldern“ sein gesamter zeitlicher Aufwand ein. Da dies Aufwand ist, der die Konsumtion, also die Realisierung des Gebrauchswerts des Produkts, erst möglich macht, bewirkt er „eigentlich“ auch eine Werterhöhung des Produkts, die subjektiv auch sehr stark empfunden wird.

Bedürfnisse mehr befriedigen (er muß diese aber wohl produzieren, solange die kulturelle und ökonomische Verflechtung dies erfordert) – aber er kann und muß seine Überlegenheit auch heute schon im Erfinden neuer wirtschaftlicher Strukturen beweisen. Der Weg vom Homo oeconomicus zum Homo aestheticus erfordert im geringeren Maße eine Erziehung des Menschen, im weitaus größeren eine Erziehung seiner Lebensbedingungen als Erziehung der Produktionsverhältnisse. Damit sollte nicht gezögert werden.

Literatur

- Richard Dawkins: Das egoistische Gen.
Springer Verlag Berlin, Heidelberg, New York, 1975
- Joachim Herrmann: Die Menschwerdung.
Dietz Verlag Berlin 1986
- Friedhart Klix: Information und Verhalten.
Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1980
- Erwachendes Denken. Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1985
- Georg Knepler: Geschichte als Weg zum Musikverständnis.
(RUB 725) Verlag Phillip Reclam jun., Leipzig 1977
- Diskussionsbeitrag. In: Die Entstehung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft (Hrsg.: F. Schlette)
Akademie-Verlag, Berlin 1980
- Jürgen Kuczynskis Jahre mit Büchern.
Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1986
- Lothar Kühne: Haus und Landschaft.
Verlag der Kunst, Dresden 1985
- Juri L. Lotman: Kunst als Sprache. (RUB 905)
Verlag Phillip Reclam Jun., Leipzig 1981
- MEL: K. Marx, F. Engels, W.I. Lenin: Über Kultur, Ästhetik, Literatur
(RUB 30) Verlag Phillip Reclam jun., Leipzig 1981
- Zitate: S.77 K. Marx: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (S.481f)
S.104 F. Engels: Anti-Dühring. (MEW Bd.20 S.273)
- Abraham A. Moless Psychologie des Kitsches.
Hanser Verlag, München 1972
- Wolfgang Pohrt: Theorie des Gebrauchswerts.
Syndikat, Frankfurt/M. 1976
- Hans-Dieter Schmidt: Grundriß der Persönlichkeitspsychologie.
Deutscher Verlag der 'Wissenschaften, Berlin 1935
- Lucien Sève: Marxismus und Theorie der Persönlichkeit.
Dietz Verlag, Berlin 1972
- Leonid Stolowitsch: Philosophie des Schönen,
Dietz Verlag, Berlin 1981